D.Lit.
1731
Rara

Preis der Materie 6 ₰
Einband 6 "
Summe 12 "

Nicht ausleihbar

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

pag. 167.

Ein Unfall in der Wüste.

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

P. J. Beumer.

Neue Folge.

II. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Der Allvater	125
Die arme Wittwe und ihre Kinder	127
Der Prinz und der alte Lieutenant	128
Alexander I. und der Scheintodte	129
Der Edelstein	130
Kaiser Franz als Leichenbegleiter	134
Der erste Aderlaß in Rußland	135
Ein Bild des Friedens a. d. deutschen Walde	138
Brennus	139
Das Osterfest	142
Vom Bernstein und den Handelswegen der alten Deutschen	144
Meeressturm und Strandung an der Westküste von Jütland	146
Die Teufelskanzel	153
Die Wilddiebe	155
Die Räuber	163
Folgen eines freundlichen Grußes	165
Ein Unfall in der Wüste	167
Der Runenstein	172
Der belohnte Todtschlag	174
Der schlimme Fund	178
Die Hausratte	180
Die Königskrone	185

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

Rara
D. Lit. 1731.
2b

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10. 1528.

Allvater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet:
Dein' ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht,
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzet die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr! Herr! in deinem Gottesreich
Ist Alles recht, ist Alles gleich:
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höh'n,
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewige Weisheit, unendliche Kraft,
Du bist's, der Alles wirkt und schafft;

Die arme Wittwe und ihre Kinder.

In einer großen Stadt, wo es viele reiche, aber auch viele arme Leute gab, wohnte auch in einer abgelegenen Straße eine arme Wittwe, die viel kleine Kinder zu ernähren hatte. So lange sie rüstig blieb, und bei andern Leuten arbeiten und also etwas verdienen konnte, ging's gut; denn die Frau gehörte nicht zu denen, welche von Wohlthaten anderer Leute zu leben gedenken. Nun aber wurde sie durch eine heftige Krankheit heimgesucht und konnte wochenlang nichts verdienen. Der geringe Vorrath war aufgezehrt und die Kinder baten die Mutter um Brod, denn der Hunger fing an, sie zu quälen. „Ach," seufzte die Mutter, „ich kann euch nichts mehr geben, denn den letzten Groschen habe ich gestern zum Bäcker geschickt. „Aber, liebe Mutter," rief der kleine Johannes, „wo sollen wir dann etwas bekommen?" —

„Bitte den lieben Gott!" sagte die kranke Mutter, „der wird euch helfen." Dann aber sank sie auf ihr ärmliches Lager, benetzte dasselbe mit ihren Thränen und dachte über ihr trauriges Geschick nach. Da kamen ihr wohl die Gedanken, daß es so viele reiche Leute gäbe, die ihr Geld und Gut in Wohlleben und Putz vergeudeten, und sie — die doch stets auf Gott vertraut — liege nun so ganz verlassen da. „Ach," seufzte sie, „wenn ich nur das hätte, was Herr N. täglich im Wein vertrinkt, so könnten meine Kinder ihren Hunger stillen." — Eine Zeitlang lag sie so stille da; dann aber kam die Reue über ihre Gedanken und sie sprach: „Verzeih' mir, Vater im Himmel, daß ich so kleingläubig war, und daß ich mich vermaß, deine Weisheit und Güte zu tadeln! Gib du mir Kraft und Geduld, mein Schicksal standhaft zu tragen." —

„Mutter!" rief da der kleine Johannes, „jetzt werden wir bald Brod bekommen, denn ich bin zur Kirche gewesen, und habe gebetet."

— „Liebes Kind," sagte die Mutter, „das hättest du hier auch gekonnt; denn der liebe Gott ist auch in unserer kleinen Stube."

— „Ja, liebe Mutter, ich dachte aber so in meinem Herzen, daß ich einmal zur Kirche gehen wollte und dem lieben Gott alles sagen. Da habe ich ihm denn gesagt: Lieber Gott, unsere arme Mutter ist todtkrank und kann nichts mehr verdienen. Nun haben wir Kinder nichts mehr zu essen. Mache doch die Mutter wieder gesund und gib uns ein wenig Brod. Siehst du, Mutter, nun wird der liebe Gott doch auch wohl helfen. Nicht wahr?

— Gewiß, mein liebes Kind, er kennt ja unsere Noth.

In diesem Augenblick trat die Frau eines reichen Kaufmannes in das Stübchen, und hinter ihr her kam die Magd mit einem großen Henkelkorbe. Die gute Frau erschrack, als sie das Elend hier so groß sah, und Thränen der Rührung traten ihr in die Augen, als Johannes rief: „da schickt der liebe Gott Hülfe!" Ja, mein Kind, sagte die Frau, der liebe Gott schickt Hülfe, weil du so fromm gebetet hast, und ich habe dein Gebet gehört, aber Gott hat's erhört, indem er mein Herz rührte und ich mich aufmachen mußte, seinen Willen zu vollziehen.

Nun theilte sie von der mitgebrachten Speise unter die Kinder aus und erkundigte sich nach Allem. Sogleich wurde ein Arzt herbeigerufen und die Kranke mit Allem versorgt. Auch die Kinder erhielten täglich ihre Speisen. Als endlich die Mutter wieder gesund war, mußte sie beständig bei der Kaufmannsfrau arbeiten, und der Kaufmann sorgte besonders für den kleinen Johannes, aus dem später ein recht wackerer Mann erwachsen ist.

Der Prinz und der alte Lieutenant.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, der von 1797 bis 1840 regierte, besuchte, als zehnjähriger Prinz, mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revue der Truppen zu Berlin, das Lager vor dem Halle'schen Thore. Er bemerkte hier einen schon ziemlich bejahrten Kavallerie-Offizier, dessen Physiognomie ihm gefiel, und mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Als er erfuhr, daß er, seines Alters ungeachtet, doch erst Lieutenant sei, so äußerte er seine Verwunderung darüber, und der Offizier erzählte ihm, daß er während des siebenjährigen Krieges lange Zeit in Kriegsgefangenschaft gewesen, und daher von dem indessen vorgefallenen Vorrücken der Offiziere, ausgeschlossen geblieben sei. Am folgenden Tage kam der Prinz wieder ins Lager, und suchte den Offizier auf. Er fing von Neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattele. Der Offizier ließ sogleich sein Pferd vorführen, und zeigte dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirrs, sagte ihm von jedem den Namen, und sattelte alsdann selbst das Pferd. — Als der Offizier wieder in seinem Stadtquartier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeug verfertigen,

re Noth.
Kaufmannes
gd mit einem
sie das Elend
en ihr in die
Hülfe!" Ja,
ülfe, weil du
ehört, aber
ich mich auf=

nter die Kin=
wurde ein Arzt
uch die Kinder
ter wieder ge=
frau arbeiten,
en Johannes,
t.

t.

der von 1797
, mit seinem
pen zu Berlin,
rkte hier einen
Physiognomie
nließ. Als er
Lieutenant sei,
Offizier erzählte
lange Zeit in
indessen vorge=
ieben sei. Am
und suchte den
t ihm an, und
Kavallerie=Pferd
ren, und zeigte
rrs, sagte ihm
das Pferd. —
gekommen war,
eug verfertigen,

pag. 127.

Die arme Wittwe und ihre Kinder.

und schickte es dem Prinzen, um sich daran im Satteln zu üben. Der Prinz hatte eine große Freude darüber, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sichtbarem Vergnügen. —

Seit jener Zeit fragte Friedrich Wilhelm fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Rittmeister geworden war, und erhielt immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und militairischen Kenntnissen. In den ersten Tagen, nachdem er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes, der ihm Unterricht ertheilt hatte. Sogleich schrieb er diesem: „Ich freue mich, daß ich jetzt im Stande bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon lange drückten, und alle Verdienste zu belohnen." Friedrich Wilhelm überschickte ihm dabei das Patent als Major und hundert Stück Friedrichsd'or zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte, würdige Mann war über diese hohe Ehre hocherfreut, reiste zu dem edlen Könige, meldete sich, und wurde sogleich von ihm zur Tafel eingeladen.

Die Dankbarkeit ist eine der schönsten Tugenden; darum sagt auch der Apostel Paulus: seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes an euch.

Alexander I. und der Scheintodte.

Der Kaiser von Rußland, Alexander I. (starb 1825) war, im Jahre 1806, auf einer Reise durch Litthauen, zwischen den Städten Kowno und Wilna, seinem Gefolge zu Pferde vorangeeilt, und fand plötzlich am Ufer der Wilna mehrere Leute stehen, welche Etwas aus dem Wasser ziehen zu wollen schienen. Er stieg vom Pferde, näherte sich, und sah einen menschlichen Körper, und man wunderte sich, als der Offizier, für den man ihn hielt, verlangte, daß man den todten Körper auf einem trockenen, etwas abhängigem Platze niederlegen, und ihn wieder in's Leben zu bringen sich bemühen sollte. Ja, man war ihm sogar selbst wenig behülflich, als er den Leichnam von den nassen Kleidern befreite, und Brust und Schläfe desselben aus allen Kräften rieb. Nach einer Weile, während der Kaiser noch immer mit dem Verunglückten beschäftigt war, kam sein Gefolge, und unter diesem befand sich auch der kaiserliche Leibarzt, Doktor Weilly. Die

Rettungsversuche wurden nun wiederholt. Der Doktor schlug dem Verunglückten eine Ader, aber es kam kein Blut. Der Kaiser fuhr inzwischen unermüdet fort, ihn zu reiben, doch gab er keine Zeichen des Lebens von sich. Drei Stunden hatte bereits ihre Anstrengung gewährt, da erklärte der Doktor, zum größten Leidwesen des Kaisers, daß alle fernere Versuche vergebens wären, und der Verunglückte todt sei. Der Kaiser wollte es aber noch immer nicht glauben, legte selbst wieder Hand an, und bat den Doktor, noch einen zweiten Aderschlag zu versuchen. Dies geschah, und Alexander hatte die Genugthuung, das Blut fließen zu sehen, und einen leisen Seufzer zu hören. Die Freude und Rührung des Kaisers hierüber war nicht zu beschreiben. Er blickte zum Himmel auf und rief: „Guter Gott! dies ist der schönste Tag meines Lebens!" und Thränen der dankbarsten Wonne benetzten die Wangen des Monarchen.

Die Bemühungen wurden nun mit doppeltem Eifer fortgesetzt, und der Kaiser verband selbst die Ader mit seinem Taschentuch. Der Kranke, der sich nach und nach erholte, wurde nun in ein Haus gebracht, und hier auf das Sorgfältigste gepflegt und behandelt. Bei seiner Abreise gab ihm der Kaiser alles Geld, was er bei sich hatte, und sorgte auch ferner für ihn und seine Familie.

Der Edelstein.

In seiner Burg, auf gewaltigem Fels,
In Hohenzollernschen Landen,
Saß Burggraf Friedrich*), der mächtige Held,
Als die Boten des Kaisers ihn fanden.
Sie riefen ihn auf, nach dem letzten Vertrag,
Als den Auserwählten und Starken,
Von dannen zu ziehen mit riesigem Zug!
Als Churfürst zu schirmen die Marken.

---

*) Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, Besitzer der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, erhielt vom Kaiser Sigismund, dem letzten Sprößlinge des Luxemburg'schen Hauses, 1415 die Markgrafschaft Brandenburg sammt der Chur- und Erzkämmereiwürde (als Friedrich I.) gegen die Schuldsumme von 400,000 Goldgulden. Die feierliche Belehnung fand 1417 auf dem Conzil zu Kostnitz statt. — Von ihm stammt das jetzt regierende Königliche Haus ab.

Die Nacht, die dem stürmischen Tage folgt,
Trifft einsam den männlichen Grafen;
Wie Viel' auch die Mauer des Schlosses umschließt,
Sie alle liegen und schlafen.
Da naht in der Stunde der Mitternacht,
Vom Glanze des Himmels umstrahlet,
Ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind,
Das schöner kein Künstler wohl malet.

Wie Sterne funkelt sein Augenpaar,
Und Anmuth verkündet sein Wesen;
Es war ein Engel, deß Konterfei wir
In allen Chroniken lesen. —
Der tritt vor den staunenden Friedrich hin,
Und schauet ihn an voll Milde;
Nicht oft sieht man so die männliche Kraft
Mit Anmuth vereinigt im Bilde.

„Vernimm, eh' du scheidest, mein tapferer Held,
Was dir jetzt dein Schutzgeist verkündet:
Der nächste der Monde, der liebliche Mai,
Zu Kostnitz am Rheine dich findet.
Dort setze dir freudig den Churhut auf's Haupt,
Und dringe weiter zum Ziele;
Dort ist es, wo du zum Herrscher ernannt
Durch der Waffen blutige Spiele."

„Doch fehlt dir vielleicht zum fürstlichen Schmuck
Der Demant, Rubin und Smaragden?
Es soll den äußerlich schimmernden Glanz
Kein edler König verachten;
Denn wie die Sonne am himmlischen Haus
Im gold'nen Gewande sich zeiget,
So vor der Könige Herrlichkeit
Das Volk in Demuth sich neiget."

„Zum Abschied von deinem heimischen Heerd'
Nimm diesen Stein, dich zu schmücken.
Es wird, bewahrst du ihn treu und wohl,
Dein neuer Stand dich beglücken."

Er legt ihn darauf in des Grafen Hand;
Als dieser will plötzlich erkunden
Den nächtlichen Geber, so mild und zart,
Da ist dieser plötzlich verschwunden.

Doch blitzt es hervor aus dem seltenen Stein
Wie überirdische Gluthen;
Es flammt, es leuchtet, es reget und braus't
Wie krystallene, silberne Fluten;
Es flackert empor wie das Sternenlicht,
Es glüht wie die Sonne allmächtig;
Es schimmert und leuchtet wie Farbengluth,
Wie Regenbogen so prächtig.

Und als der neue Morgen erwacht,
Da sind die Strahlen verschwunden;
Es liegt der Stein so farbenlos da,
Wie mit nächtlichem Flore umwunden.
Doch legt ihn der Graf in die Truhe hinein,
Es soll der Stein ihn geleiten
Hinauf und hinab den mächtigen Rhein
In wilde und krieg'rische Zeiten.

So flieget vorüber nun Tag an Tag,
Und Wochen und Monde entschwinden.
An dem Havelstrom, in düsterer Nacht,
Da werdet den Fürsten ihr finden.
Jetzt geht es entlang auf der Siegesbahn:
Die Feinde sind alle bezwungen,
Und auch zu dem schwer gedrückten Berlin
Ist die Kunde vom Retter gedrungen.

„Komm, Fürst und Retter! komm, ziehe ein!
Wir Alle auf Hülfe ja hoffen;
Komm, Vater! Die Kinder, sie warten dein;
Die Herzen, sie stehen dir offen!"
Hell von den Thürmen erklingt das Geläut',
Und mächtig ist das Verlangen,
Im Fürstenhause der Stadt Berlin
Den wackeren Herrn zu empfangen.

Und als der Page den Fürsten geschmückt,
Und den stattlichen Churhut ihm reichet,
Da sieht man den Knaben plötzlich erschreckt,
Und die glühende Wange erbleichet:
„Ach, gnädiger Churfürst, erbarmet euch!
Ich bin zum Unglück geboren!
Denn aus der Demanten köstlichem Schmuck
Ging der größte schmählich verloren."

„Nur stille!" begann mit Ruhe der Fürst,
„Daß nicht Weiber im Männerrock hören;
Die fabeln uns sonst von Jammer und Noth
Und könnten das Volk mir bethören.
Herbei einen anderen Edelstein!
Den fügen wir in die Lücke hinein.
So laßt uns das Unglück verdecken,
Statt den Aberglauben zu wecken." —

Und kaum hat der Stein, von Geisterhand
Den Hohenzollern gespendet,
Den Churhut berührt, da sitzt er so fest,
Daß Keiner ihn drehet noch wendet.
Doch der Wunder größtes begiebt sich wohl,
Als der Fürst nun dem Volke sich zeiget,
Und rings umher so Ritter als Knecht,
Und Bürger und Bauer sich neiget.

„Heil dir, du Herrscher von Brandenburg!
Von dir aus strahlet die Sonne!
Du führest uns kühn durch Gefahren hin
Zu eitel Liebe und Wonne.
Du bist dem Lande ein Talismann,
So sei uns denn herzlich willkommen!" —
Herr Friedrich schauet den Edelstein an,
So seltsam ihm überkommen.

Er birgt ihn darauf an sicherem Ort,
Und weiß ihn wohl zu behüten;
Es ist ja der Fürsten schirmender Hort,
Durch den sie mächtig gebieten.

Er weilet bei'm Hohenzollern'schen Stamm,
Und erbet vom Vater zum Sohne,
Ein wunderspendender Talisman
In der Brandenburgischen Krone.

So jubelt denn auf mit Sang und Klang:
Der wackere Schutzgeist soll leben!
Und alle Fürsten, die treu ihm gefolgt,
In langer Reihe daneben!
Denn wisset, der mächtige Edelstein,
Der Allen giebet die Weihe,
Der blitzet wie Gold und wie Sonnenschein,
Ist des Volkes Liebe und Treue.

Denn wo der König den Bürger ehrt,
Da ehren die Bürger ihn wieder,
Und wo der Herrscher ein Vater ist,
Da sind die Völker wie Brüder. —
Glück auf! So ist's an der Havel, am Rhein,
An der Weichsel und Memel stimmen sie ein,
Wenn Wir Alle uns freudig erheben
Und rufen: „Der König soll leben!"

Kaiser Franz als Leichenbegleiter.

Man erzählt von dem Kaiser Franz von Oestreich viele Anekdoten, die alle sein tiefes, liebevolles Gemüth beweisen. Folgende hat eine erhabene Einfalt und in ihr eine stille Größe, die das Herz anzieht, eben weil sie aus dem Herzen kommt. Im Sommer auf einem seiner Lustschlösser zu Schönbrunn wohnend, ging er am Abend mit seiner Gemahlin in das benachbarte stille Dorf. Hier begegnete ihm ein dürftig gekleideter Mensch, auf einer Schubkarre einen Sarg vor sich her schiebend, neben welchem traurig ein Hund ging. Der Kaiser erfuhr auf Befragen von dem Tagelöhner, daß in dem Sarge die Leiche eines Armen sei. Der Kaiser fragte weiter: „ob der Verstorbene keine Frau, Kinder, Anverwandte und Freunde habe, die ihm zum Grabe folgten?" „Ach!" antwortete der gleichfalls arme Arbeitsmann: „um ihn hat sich Niemand bekümmert, er ist in seinem Elende umgekommen und von demselben

endlich durch den Tod erlöst, nur sein treuer Hund hier hat bei ihm ausgehalten und er will sich nicht von seinem Herrn, der ihn lieb hatte, trennen."

„Nun," sagte der Kaiser, „so will ich mitgehen." Und der hohe Herr folgte mit seiner Gemahlin und seinen Begleitern dem Sarge auf den Kirchhof; ernst und nachdenkend stand er am Grabe und verließ dasselbe erst nach der Bestattung, nachdem er mit entblößtem Haupte ein stilles Vater Unser gebetet hatte.

Der erste Aderlaß in Rußland.

Peters des Großen Vater, der Kaiser Alexis, ging an diesem Tage spazieren, er setzte sich wechselsweise, widersprach, murrte, schimpfte auf die Hofleute, welche zitterten, als sie seine Augen funkeln und sein Gesicht purpurroth werden sahen. Auf einmal überzog ein dichter Nebel Alexis Augen, sein Kopf wurde schwer, seine Beine zitterten; halb ohnmächtig schien es ihm, als stürze der Kreml ein; sodann, als ihn die Kräfte völlig verließen, verlor er das Bewußtsein und er sank ohnmächtig auf den Fußboden des Saales nieder.

Dem Czar wurde die schleunigste Hülfe geleistet; der Hofarzt wurde gerufen.

Als der Doctor an den Sopha trat, auf welchen man Alexis gelegt hatte, erschrak er: fast kein Pulsschlag .... Dieses eben noch so rothe Gesicht war blau und die Lippen blaß geworden; die stärksten Reagentien wurden ohne Erfolg angewendet, das Blut stieg heftig nach dem Gehirn, das Leiden wurde unerträglich. Der Arzt erklärte jetzt, daß, um den Kaiser zu retten, auf's schleunigste ein Aderlaß unvermeidlich sei.

Es würden daher die den Dienst habenden Leute gerufen; er entblößte den Arm des Czar's und war eben im Begriff, den Schnepper auf die Epidermis zu drücken, als Alexis, plötzlich wieder zu sich kommend, und die gewöhnlichen Vorbereitungen gewahr werdend, heftig aufsprang und zornig zu dem Arzt sagte:

— Was willst Du machen!

— Sire, da das zu starke Wallen des Blutes nachtheilig werden könnte, so ist das sicherste Mittel dagegen ein Aderlaß.

— Was sagst Du? Ich verstehe Dich nicht.

— Dieses Instrument hier, fuhr der Arzt fort, macht einen so leichten Einschnitt, daß er weniger schmerzt, als ein Nadelstich.. sodann fließet Blut heraus, wodurch die Masse im Fließen eine freie Circulation bekommt.

— Wie! Du willst mich mit Bedacht verwunden... und mein Blut vergießen?

— Es ist wahr, Sire, in den weiten Ihrem Scepter unterworfenen Ländern, ist der Aderlaß noch nicht bekannt... Aber in Polen, in Deutschland, in Frankreich, ist dieser Gebrauch ganz gewöhnlich und er hat oft die wunderbarsten Erfolge. Ich würde es nicht wagen, bei Ew. Majestät ein solches Mittel anzuwenden, wenn ich die Nothwendigkeit davon nicht erkännte, und den besten Erfolg erwartete.

— Ich will meinen Leib nicht verwunden, noch mein Blut vergießen lassen.

— Aendern Sie Ihren Entschluß, Czar Alexis, fuhr der Arzt im ernsten Tone fort. Wenn ich Ihnen ein wenig Blut werde abgenommen haben, was Ihnen übrigens keinen Schmerz verursachen wird, so werden Sie wieder gesund werden und freier athmen; im entgegengesetzten Fall wird Ihre Krankheit zunehmen, die Symptome werden sich verschlimmern, und dann könnte das, was nur eine leichte Unpäßlichkeit gewesen sein würde... vielleicht gefährlich werden.

Durch diese Worte wurde der Czar so betroffen, daß er beinahe das Bewußtsein verloren hätte.

— Giebt es kein anderes Mittel?

— Mir ist kein besseres bekannt.

— Ist der Aderlaß durchaus nöthig?

— Durchaus.

— Schadet ein Aderlaß einem Gesunden nicht?

— Alles was geschieht, ohne daß es nöthig ist, tritt aus den von der Natur bestimmten Grenzen; ein Aderlaß indeß bei Jemand, der seiner nicht bedürfte, kann nicht schädlich oder gefährlich sein, er ist aber wenigstens unnütz.

— Mit einem Worte, kann ein Gesunder zur Ader gelassen, ohne daß er davon stirbt?

— Zuverlässig.

— Nun wohl! Zeige mir an Deinem Arm, wie es geschieht.

— Sehr gern, Sire; allein dann kann ich mein Geschäft nicht versehen. Nach einem Aderlaß bedarf der Arm Ruhe, die Hand verliert einen Augenblick ihre Fähigkeiten, so daß, wenn ich

mir selbst eine Ader öffne, ich Sie nicht mit der erforderlichen Sicherheit würde zur Ader lassen können. Sobald ich Sie aber werde verbunden haben, will ich Ihr Verlangen erfüllen.

Der Czar sah den Doctor scharf an, wiederholte seine Frage wegen der Dringlichkeit eines Aderlasses, und auf die Antwort, daß es das einzige Mittel sei, von einer gefährlichen Krankheit wieder aufzukommen, ließ Alexis zornig die Bojaren rufen. Ilia Miloslawski, sein gewesener Schwiegervater, Naraschkin, der Fürst Dolgorucki, Tolstoy, Labanoff, Scheremetoff, Godunoff, und viele andere hohe Personen erschienen zu gleicher Zeit. Sie mußten sich vor dem Czar in einer Reihe aufstellen und er befahl hierauf dem Arzte, einem nach dem Andern zur Ader zu lassen.

Dieser erschrak erst, vollzog aber sodann den Befehl bestens. Die Bojaren begriffen nichts davon, jedoch im blinden Gehorsam gegen den Willen ihres Herrn, gaben sie sich zu der Operation her, die sie nicht kannten, und sahen bestürzt ihr edeles Blut fließen.

Als die Reihe an Streschneff, einem von Alter gebeugten, durch seine langen Dienste geschwächten Greis kam, der mit der regierenden Dynastie durch Alexis Mutter verwandt war, hielt der Arzt ein und sah den Czar an, gleichsam um zu sagen: Hier würde es gefährlich sein! Da sagte Streschneff im unterthänigsten Tone zu Alexis:

— Sire, Ew. Majestät wolle geruhen, meine Dreistigkeit zu entschuldigen, wenn ich Sie, gebeugt durch mein hohes Alter und meine langen Leiden, demüthig bitte, mir das wenige Blut, das Gott noch in meinen Adern gelassen hat, denselben nicht zu entziehen. Was für andere Jüngere von Nutzen sein kann, dürfte für mich nachtheilig sein.

Der Arzt machte ein bejahendes Zeichen.

— Was unterstehst Du Dich zu murmeln, alter Hund, sagte Alexis, mit geballter Faust nach dem Greise hinstürzend. Wolltest Du Dein Blut behalten, da ich doch, Dein Herr, das meinige vergieße? Gehorche und schweig.

Der aufgebrachte Czar vergaß sich aber so sehr, daß er sogar diesen ehrwürdigen Greis schlug... Zur Sühne dieser Handlung hat die Geschichte das Andenken daran bewahrt. Streschneff bot seinen Arm dar.

Der Arzt stand an..... allein er ward gezwungen zu gehorchen.

Jetzt, Sire, ist die Reihe an Ihnen.

— Es ist gut, antwortete er finster. Spute Dich.

Er wendete seinen Kopf ab, um nichts zu sehen.

Merkwürdig, Alexis konnte sein Blut nicht fließen sehen, und Flüsse und Meere hätten das Blut seiner Unterthanen färben können .....

Ein Bild des Friedens aus dem deutschen Walde.

Giebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden, als das Rauschen der frischen Laubblätter eines schönen deutschen Waldes? Wahrlich, dem keckesten, wanderlustigsten Gesellen wird das Herz weich, und er zögerte weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneueten Lebens mit einander reden, wenn Alles ringsumher säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich dann in's Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blumen sich neigen, ihn auf die Wangen und Lippen zu küssen, — und schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von den Gespielen der Jugend. In traulichem Liebesgespräche neigt sich der stattliche Eichbaum zur reizenden, zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die schlanke Buche der ernsten Ulme zu vertrauen, und dazwischen plaudert unaufhörlich die ruhelose Espe. Ein Leben, eine Seligkeit, zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz.

Inmitten aller dieser üppigen Lust steht ein stummer dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern spielt, — es ist der Tannenbaum, mit seinen spitzigen, kleinen Nadeln. Liebend breitet er seine Arme aus; kein Neid lebt in seinem Herzen; und doch schaut er so traurig darein: wie ein kummervoller Mensch zwischen lachenden, spielenden Kindern, steht er zwischen den laubgeschmückten Bäumen. Selten, daß ein Vogel auf der Reise durch den Wald kurze Rast hält auf seinen Zweigen, versteckt er sich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die so unwiderstehlich lockt, Kühlung und Schatten zugleich verheißend. Die Bienen und die goldnen Käfer kehren auch nicht ein in das stille Wirthshaus „zum Tannenbaum"; einsam steht er im Frühling, einsam bleibt er in der strahlenden Sommerzeit, ja selbst im Herbste gleicht sein Kleid allein einem Trauergewande; er allein trägt Leid inmitten der buntgeschmückten Bäume, die doch trotz ihres Prangens der Tod

schon geküßt hat. — So kommt endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von seinen Dienern, den rauhen Winden. Grausam reißen sie alle zarten Blätter herab. Der Schneefürst streut eilig dicke weiße Flocken über die kleinen Leichen, über die ganze Erde, und alles warme Leben erstarrt vor seinem Anblick. Nur der Tannenbaum schaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Gott will nicht, daß alles Grün ersterbe, so lange und weil noch fühlende Menschen auf der Erde wohnen; darunter drückte er dem Norden seinen Tannen- und Fichtenkranz auf das schneeige Haupt, in welchen sich das Leben und die Hoffnung flüchten können vor dem eisigen Hauche des harten Winters. Dort nistet mitten im Schneesturm der Kreuzschnabel, unter seinem schirmenden Dache wirft das Reh sein zartes Kalb, dort harren genügsame Menschen einem späten Frühling froh und zuversichtlich entgegen.

So hat sich Friede und Freude, Schönheit und Lust getheilt zwischen Laub- und Nadelwald, wie sie beide in breiten Gürteln die Erde umschließen, namentlich aber unseres deutschen Vaterlandes Höhen und Thalgründe schmücken mit unvergänglichen Reizen.

Brennus.

Die Griechen und Römer haben sorgfältig die Namen und Thaten ihrer denkwürdigen Männer und Frauen in Geschichtbüchern verzeichnet, theils zur Nachahmung, theils zur Warnung. Unsre Altvordern bewahrten zwar auch das Gedächtniß ihrer Helden in Liedern, aber diese sind untergegangen. Um so mehr ist es eine heilige Pflicht ihrer Nachkommen, das Wenige, was sich von jenen tapfern Männern in der Geschichte erhalten hat, von Zeit zu Zeit wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Ein deutsches Volk, die Semonen, hatten sich früher schon in Gallien niedergelassen. Daß sie germanischer Abkunft gewesen, ist aus den Angaben einiger alten Schriftsteller, und mehr noch aus ihren Sitten und Einrichtungen abzunehmen. Sie haßten die Städte, weil sie mit Mauern umfangen waren, lebten höchst einfach, und schliefen im Grase oder auf Stroh. Wer ihre größte Achtung besaß, dem gehorchten sie willig. Bei den Zwisten der Männer, wenn sie nicht geschlichtet werden konnten, traten die Frauen als Schiedsrichterinnen auf, und ihr Ausspruch galt für heilig.

Ungefähr 358 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder 345 Jahre vor Christus, brach dieses Volk aus seinen bisherigen Sitzen auf, und zog unter der Anführung des Brennus, nach Italien. Die Veranlassung wird auf folgende Art erzählt:

Einem angesehenen Hertrurier war in seinem Vaterlande großes Unrecht geschehen. Er ging daher zu den Semonen, machte diesen eine gar reizende Schilderung vom schönen italienischen Lande, und gab ihnen von dessen Wein und Früchten zu kosten. Da machten sie sich alsbald auf, um unter einem so glücklichen Himmel eine Heimath zu suchen, und nahmen auch Besitz vom Lande der Hertrurier.

Die Römer nahmen sich aber der Hertrurier an; sie ordneten zuerst eine Gesandschaft ab an die Semonen, und ließen fragen: Was ihnen die Hertrurier Leids gethan?

Brennus gab lächelnd zur Antwort: Diese Leute haben des Landes mehr, als sie besitzen und bauen können. Dessen ungeachtet wollen sie uns von ihrem Ueberflusse nichts abtreten, und darum thaten wir an ihnen, was ihr Römer, aus derselben Ursache, früher an den Albanern und andern Bewohnern Italiens gethan.

Es kam nun zum Krieg. Brennus führte seine Völker gen Rom, verschonte aber klüglich die Gegenden, durch welche er den Weg nahm. Die Römer waren keck und übermüthig, dabei auch ruchlos. Ihre Kriegsobersten fragten weder die Götter um Rath, noch brachten sie Opfer. Am Flusse Allia, nicht weit von der Stelle, wo er sich in die Tiber einmündet, kam es zwischen den Römern und Deutschen zur Schlacht. Die Letzteren blieben Sieger, und die Flüchtlinge brachten so großes Zagen nach Rom, daß Brennus sich leicht hätte zum Meister der Stadt machen können, wenn er rascher vorgerückt wäre. Aber des Landes Annehmlichkeiten mochten die Semonen festhalten, und dadurch gewannen die Römer Zeit, das Capitol in Vertheidigungszustand zu setzen. Frauen und Kinder flohen und auch die vestalischen Jungfrauen, welche mit sich die Heiligkeit ihrer Göttin trugen. Ein frommer Römer, Lucius Albinus mit Namen, traf sie, als sie, mühsam und ängstlich, an einem Flusse hinabwanderten. Er befand sich selbst mit Weib und Kinder auf der Flucht, hieß aber die Seinigen sogleich absteigen, und gab seinen Wagen den Jungfrauen, und brachte sie in eine griechische Stadt am Meer.

Endlich, am dritten Tage nach der Schlacht, langte Brennus mit seinem Heere vor der Stadt an, die er offen und menschenleer fand. Er schickte alsbald einen Theil seines Volkes gegen das Capitol ab, und zog mit dem andern in Rom ein. Als er auf

dem Markt kam, erblickte er eine Reihe ehrwürdiger Greise. Sie saßen unbeweglich, auf elfenbeinernen Stühlen, und lehnten sich auf ihre Stöcke.

Die Semonen geriethen in Furcht und Erstaunen, und ein Jeder fragte sich: ob es Götter oder Menschen seien. Da trat zuletzt einer der Beherztesten herzu, und zupfte den alten Papirius am Bart. Dieser schlug mit seinem Stab den fremden Krieger auf den Kopf, aber der Deutsche riß ergrimmt sein Schwert von der Seite und tödtete den Alten, und augenblicklich fiel auch ein Haufen von den Soldaten des Brennus über die andern Römer her, und es entstand ein allgemeines Morden. Hierauf wurde Rom von den Semonen geplündert und in Brand gesteckt, doch konnten sie das Capitol nicht erobern.

Unterdessen war der edle Camill, in seiner Verbannung zu Ardra, für die Befreiung seiner Vaterstadt thätig. Er vergaß des Undankes seiner Mitbürger und der Unbilden, welche er von ihnen hatte erdulden müssen, sammelte die Flüchtlinge, welche Waffen tragen konnten, und vermochte die Einwohner von Ardra, sich mit ihm zu verbinden. Bald stand er an der Spitze eines kühnen Heerhaufens, und überfiel die einzelnen Haufen der Semonen bei ihren Streifereien durch das Land. Auch sandte er einen Vertrauten, Pontius mit Namen, in das Capitol, dem es gelang, trotz der heimlichen Wachen, den Fels zu erklettern, und den Römern vom Vorhaben des Camillus Nachricht zu bringen. Allein die Spuren, welche Pontius beim Hinaufsteigen im zertretenen Gras und geknickten Gesträuch zurückgelassen, wurden vom Brennus gemerkt, und er faßte alsbald den Gedanken, auf diesem Wege die Veste zu überrumpeln. Gegen Abend versammelte er von seinen Leuten diejenigen, welche ihm als gute Bergkletterer bekannt waren, und sagte zu ihnen: die Feinde haben uns den Weg gezeigt, der uns bis jetzt verborgen blieb, wo aber einer hinauf konnte, da können es auch viele, das Wagniß ist nicht groß, und ich verspreche Euch reiche Belohnung, wenn es gelingt. Die Semonen versprachen ihrem Heerführer fröhlichen Muthes, seinen Willen auszuführen. Um Mitternacht stiegen sie in großer Anzahl den Berg hinauf, und hingen sich an jähen und gefährlichen Stellen an einander.

Die ersten hatten bereits das Schloß erreicht, und stellten sich in Ordnung, um nun auch die Mauern zu erklimmen und die schlafenden Wachen zu überfallen. Jetzt war das Capitol verloren ohne einen denkwürdigen Zufall. Die Gänse, welche im Tempel der Juno unterhalten wurden, witterten die Annäherung der Feinde.

Sie erhoben ein gewaltiges Geschnatter und Geräusch, die Römer erwachten darüber, und griffen zu den Waffen; die wenigen Semonen, welche die Mauer schon erstiegen hatten, wurden hinabgeworfen, und die übrigen mußten sich zurückziehen und das Vorhaben aufgeben.

Dessen ungeachtet wuchs jetzt die Noth im Capitol mit jedem Tage, und der Hunger nöthigte zuletzt die Römer, mit dem Brennus Unterhandlungen anzuknüpfen. Man verglich sich dahin, daß die Römer tausend Pfund Goldes an die Semonen zahlen, und diese nach Empfang desselben das Land alsbald verlassen sollten. Der Vertrag wurde von beiden Seiten beschworen. Die Römer brachten das Gold, und es wurde gewogen. Da nahm Brennus lachend sein Schwert, und warf es samt dem Wehrgehänge in die Schale, wo das Gewicht lag, worüber die Römer murrten, aber es sich doch gefallen ließen, vielleicht eingedenk dessen, was sie einst Aehnliches gegen andere überwundene Völker verübt.

In diesem Augenblick erschien aber Camillus mit seinem Heere vor dem Thore. Als er hörte, was in der Stadt vorging, eilte er in Begleitung einiger seiner Tapfern auf den Markt, nahm alsbald das Gold aus der Wage, gab es den Gerichtsdienern und sagte zu den Semonen: „Die Römer pflegten von Alters her ihr Vaterland mit Eisen zu retten, nicht mit Gold." Hierüber entrüstet ließ Brennus zu den Waffen greifen, was auch die Römer thaten. Brennus zog sich nach einem kleinen Gefecht in sein Lager zurück, und verließ auch Nachts darauf mit seinem ganzen Heere die Stadt. Auf dem gabischen Wege, 60 Stadien von Rom, kam es am folgenden Tage zur Schlacht; die Semonen wurden besiegt, und ihr Heerführer selbst fand ohne Zweifel im blutigen Handgemenge den Tod, denn man hat nachher nie wieder etwas von ihm vernommen.

Das Osterfest.

Die erfreuliche Bedeutung dieses christlichen Hauptfestes ist wohl schwerlich einem Christen unbekannt. Dagegen dürfte mancher einen Aufschluß darüber wünschen, warum man dieses Fest eben Ostern benannt habe, und was dieses Wort bedeute.

Auch über den Ursprung dieser Festbenennung sind die Meinungen sehr verschieden. Man hat es nämlich abgeleitet vom

lateinischen Worte ostia oder hostia d. h. Opfer, in sofern Christus für unsere Sünden geopfert worden, bald von ostium, d. i. Thüre, Eingang, weil dieses Fest sonst den Anfang, Eingang des Kirchenjahres bildete, bald von dem Deutschen Ost, Osten, d. h. Morgen, Morgengegend, weil Christus am Morgen, vor Aufgang der Sonne auferstanden sei. Allein in allen diesen Ableitungen fehlt ja das r, welches in Ostern enthalten ist. Mehr Wahrscheinlichkeit dagegen haben zwei andere Ableitungen. Einige nämlich meinen, es sei Ostern entstanden aus dem altdeutschen Worte Urist, Ursteii (Urstand), d. h. Auferstehung, indem Ursten in Urstern und später in Ostern verwandelt sei. Andere aber (und dieser Ableitung stimmen die Meisten bei) sind der Meinung, dieses Fest verdanke seine Benennung dem Namen einer Göttin der alten Deutschen. Diese feierten nämlich um die Zeit der Frühlingsnachtgleichen der Göttin Faster (auch Fostra und Ostera genannt), ein großes Fest. Nach Abschaffung dieser heidnischen Festfeier nun sollen die Christen die Benennung doch beibehalten und auf das in eben dieser Zeit fallende Auferstehungsfest Jesu übergetragen haben. (Der Verehrung jener Göttin sollen übrigens die Osterwälder, Osterberge, Osterburg, Osterode, Osterhausen, Osterfeld ꝛc. ihre Benennung verdanken.)

Unter allen christlichen Festen ist das Osterfest das älteste, indem es erweislichermaßen bereits von den Aposteln gefeiert wurde. Es entstand nämlich aus dem jüdischen Pascha oder Passafeste, welches zum Andenken an den Auszug der Israeliten aus Egypten begangen wurde. Die ersten Christen feierten es anfänglich nicht nur mit den Juden in der Nacht vom 14. auf den 15. des jüdischen Monats Nisan, sondern zugleich als das Andenken an das letzte Mahl Christi. Der folgende Tag war dem Andenken an Christi Leiden, und der dritte Tag dem Andenken an Christi Auferstehung geweiht. Auch behielten sie eine lange Zeit noch alle dabei übliche jüdische Gebräuche bei (wie z. B. das Essen des Osterlammes ꝛc., bis sie dieselben später abschafften und andere an ihre Stelle setzten, welche schicklicher an die Denkwürdigkeiten der christlichen Religion erinnern.)

Nachdem sich auf diese Weise die Christen immer schärfer von den Juden abgesondert hatten, fanden es die abendländischen Christen auch unschicklich, ihr Osterfest an einem und demselben Tage zu feiern, an welchem die Juden ihr Passafest begingen. (Dies war der 1. des Monats Nisan.) Sie verlegten es daher auf den Sonntag, während die morgenländischen Christen es noch wie zuvor mit den Juden feierten. So feierten die beiden christlichen Hauptkirchen

das Fest zu verschiedenen Zeiten, ohne daß sie einander darüber angefeindet hätten. Allein auf einmal erging von Rom aus der Befehl, daß alle Christen an einem Tage Ostern feiern sollten, und zwar an einem Sonntage, und nie zugleich mit den Juden. Die Bischöfe der morgenländischen und abendländischen Christen widersetzten sich dieser Anordnung, und so entspann sich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ein langwieriger, mit großer Erbitterung geführter und mehrmals erneuerter Streit, der sogenannte Osterstreit. Dieser ward endlich durch die allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 geendigt. Hier wurden nämlich in Betreff der Zeit jener Festfeier folgende vier Bestimmungen festgesetzt:

1) Das Osterfest wird in der ganzen Christenheit immer an einem Sonntage gefeiert, und zwar:
2) stets an dem Sonntage, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt.
3) Fällt aber dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag, so ist das Fest am nächstfolgenden Sonntage zu begehen;
4) nie aber darf es mit den Juden zugleich gefeiert werden.

Der Frühlingsvollmond bestimmt also jedesmal, wenn Ostern gefeiert werden soll. Unter dem Frühlingsvollmonde aber ist derjenige zu verstehen, welcher entweder am 21. März, welchen Tag man feststehend als Frühlingsanfang annahm, oder zunächst nach demselben eintritt. Durch diese Bestimmung nun, welche noch jetzt in allen christlichen Ländern festgehalten, wird Ostern ein bewegliches Fest, das frühestens den 22. März und spätestens den 25. April fällt.

Vom Bernstein und den Handelswegen der alten Deutschen.

Bei den Alten wurde der Bernstein sehr hoch gehalten, und dem Golde gleich geschätzt. Die Steinschneider behandelten ihn sehr häufig, und zierten ihn oft mit den schönsten kleinen Figuren, theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit. Auch wurden allerlei kostbare Gefäße daraus verfertigt; die Frauen trugen Halsbänder aus Bernstein und die Kinder der Reichen und Vornehmen wurden damit geschmückt.

Den größten Werth legte man darauf, wenn sich eine Fliege, Mücke, Ameise, oder sonst ein Landinsekt darin fand. Der Bernstein ist nämlich ein gelbliches Erdharz, und so lange er noch weich ist, bleiben oft Insekten daran kleben, die dann, bei der Verhär-

tung in den Stein eingeschlossen werden, und so ein kostbares Grab finden. Nach der Erzählung eines alten Schriftstellers hätte eine Camee oder eine Gemme*) aus Bernstein mit einer menschlichen Figur, oft dreimal mehr gegolten, als ein wirklicher Mensch auf dem Sklavenmarkt. Die Römer, welche zur Zeit ihres nahen Falls, in wahnsinniger Verschwendung, alle Völker übertrafen, ließen ganze Jagdzeuge mit Bernstein verzieren, Griffe zu Dolchen, Messern, und allerlei Geräthschaften daraus verfertigen.

Von der Entstehung des Bernsteins erzählt die alte Fabel folgendes Mährlein. Als Jupiter den Phaeton in den Eridanus hinabschleuderte, weil er mit den Sonnenpferden so ungeschickt umging, da standen die Schwestern des Jünglings, die Heliaden, am Ufer und wehklagten. Sie wurden in schwarze Pappeln verwandelt, und jährlich, am Todestage ihres Bruders, weinen die Verwandelten noch bittere Thränen, die aus der Rinde hervordringen, in den Strom fließen, und dort zu Bernstein werden.

Dieser Stein wurde zuerst an der Einmündung des Rheins in die Nordsee gefunden, und erst später an den Küsten der Ostsee. Dort entdeckten ihn zuerst die Phönicier, die schlauesten Seefahrer und Handesleute jener Zeit.

Um aber den Gewinn für sich allein zu haben, und andere Völker von der Fahrt an die germanische Küste abzuschrecken, ersannen sie eine furchtbare Erzählung. Der Weg dahin, sagten sie, führe durch ein Meer voll Schrecken und Gefahren, nahe den Pforten der Unterwelt vorbei, und zuletzt gelange man zu einem himmelhohen Fels, von welchem der Quell des Oceans herabstürze.

Aus diesem Mährlein leuchtet doch einige Wahrheit hervor. Der Rhein bildete damals noch einen ungeheuren See, und war bei Bingen durch eine gewaltige Felsenwand geschlossen. Ueber diese Wand herab stürzte er nun, als ein furchtbarer Katarakt, und nahm seinen Weg in das deutsche Meer oder die Nordsee.

Die Massilioten, griechische Colonisten, die sich im heutigen Marseille niedergelassen hatten, und gleichfalls sehr unternehmend waren, fanden später das Geheimniß der Phönizier, und holten den Bernstein am Rhein. Sie legten einen Handelsweg an, am Strom aufwärts, bis zum Po und zur Rhone.

Der Bernstein an der preußischen Küste wurde von Normännern, besonders Jüten, abgeholt, und an die Massilioten vertauscht.

---

*) Cameen nennt man die hochgeschnittenen Steine, Gemmen die tiefgeschnittenen.

Drei Handelswege gab es von dort, für dieses damals so wichtige Produkt. Einen auf dem Ocean, durch massilische Schiffe; Einen zu Lande, bis zum adriatischen Meerbusen, und Einen auf dem Dniepr zum schwarzen Meere hin.

Der Kaiser Nero konnte des Bernsteins nicht genug haben. Er sandte darum einen römischen Ritter an die preußische Bernsteinküste, der ihm von da eine ungeheure Menge zurückbrachte. Von dem König der Esthen allein hatte der Römer 13,000 Pfund zum Geschenk erhalten.

Den Weg, den Dniepr hinauf, in die Ostsee nahmen auch manchmal asiatische Kaufleute. Einst wurden mehrere derselben durch Sturm an die deutsche Küste verschlagen, und nach dem abscheulichen Standrecht, welches noch bis in unsere Zeiten ausgeübt worden, von einem Könige oder Häuptling daselbst zu Sklaven gemacht, der sie nachher dem römischen Proconsul in Gallien zum Geschenk sandte.

Die ersten Schiffe waren so eingerichtet, daß sie zu Lande fortgetragen oder auf Walzen fortgeschafft werden konnten. Jene asiatischen Kaufleute kamen vom schwarzen Meer den Dniepr herauf, gingen mit ihren Schiffen an die Düna, und steuerten von da in's baltische Meer.

Ueberhaupt waren Schifffahrt und Handel in den frühern Zeiten unserer Väter mehr ausgebreitet, als man gewöhnlich glaubt. In den alten Rheinstädten, Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Köln ꝛc., befanden sich viele römische Handelsleute, die mit den benachbarten Deutschen verkehrten. Im mittlern Germanien verkauften die Einwohner blos an die Römer, duldeten aber keine römische Waaren. Marbod, der Markomannen König, nahm auf seiner Burg die römischen Handelsleute auf, und man findet auch in den Rhein- und Donaugegenden eine Menge Grabsteine mit den Namen römischer Kaufleute. Auch gereicht es unsern Vätern zur Ehre, daß mitten unter kriegerischen Bewegungen der fremde Kaufmann meist sicher und ungestört seine Straße ziehen konnte.

Meeressturm und Strandung an der Westküste von Jütland.

1. Der Fischer Auszug.

Das Meer hat die schmale, von der dänischen Halbinsel in die Nordsee hinauslaufende Landzunge fast ganz mit Flugsand be-

deckt, und der Sturm, sein Bundesgenosse, denselben weitergeführt, gleich als wollten die furchtbaren Elemente spöttisch mit dieser unfruchtbaren Gabe das Land über den Verlust trösten, den sie demselben zufügen, indem sie seine Grundvesten untergraben und es seiner fruchtbaren Striche berauben. Indessen vermochten diese wüthenden Feinde doch noch nicht, die standhaften Bewohner jener Wüste zu verdrängen; dem Meere selbst kämpfen sie einen Ersatz für den erlittenen Verlust ab, und den verderblichen Sand dämpfen sie vermittelst des Sandhafers, einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer oben bleibt. Durch diese Bepflanzung gewinnen die vom Sturmwind längs der ganzen Westküste Jütlands in mannigfaltigem Wechsel gebildeten Hügel und Thäler an der Küste ein waldiges Ansehen, und täuschen oft, wenn die Sonne hinter ihnen steht, den Wanderer, indem sie ihm ein trügerisches Bild von Wirklichkeit vorgaukeln; aber weiter von der Küste entfernt, im Binnenlande finden wir nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die aus der Ferne gesehen, schneebedeckten Felsenkuppen gleichen, sich Jahr für Jahr weiter schieben und sich der urbaren Ebene bemächtigen, welcher die saure Mühe noch einen sparsamen Ertrag abnöthigten.

In einem dieser öden Striche bestieg ich in meiner Jugend eine mit Rispengras bewachsene Düne, um zum ersten Male das große Weltmeer zu beschauen. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, die See schien fließendes Feuer, die Sandberge glühende Kohlen; die Winde schlummerten, und nur das gedämpfte Brausen der Wellen erinnerte an ihren letzten Kampf mit den Stürmen. Ein trauriges Denkmal der vereinten Kraft dieser furchtbaren Elemente, ein Wrack, stand auf dem nächsten Sandriff und streckte die schwarzen Planken in die Lüfte.

Einige Strandbewohner mit ihren Rudern und Fischergeräthen kamen in meine Nähe. Noch ehe ich sie sah, hörte ich, während der Zug sich schweigend durch das enge Thal wand, das Knarren ihrer Fußtritte im Sande. Nachdem sie ihre Geräthe in dem auf trockenem Boden in einer Oeffnung der Dünen liegenden Boot geordnet hatten, vertheilten sie sich an beiden Seiten, stemmten sich mit dem Rücken gegen dasselbe und schoben es in die See nach dem Takt eines eintönigen Liedes. Plötzlich drehten sie sich um, zogen die Hüte ab und knieeten nieder, die Stirn gegen den Bord des Fahrzeugs gelehnt. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, aber keinen Laut hörte man von ihren Lippen. In der Stille beteten sie zu dem Herrn und Beherrscher der Winde

und des Meeres. — Still erhoben sie sich, schoben das Boot vollends ins Wasser, sprangen hinein und griffen zu den Rudern, deren taktmäßige Schläge das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche dahin bewegten. Einer blieb zurück, ein bejahrter Fischer, dessen rothbraune Locken das Alter noch nicht gebleicht hatte, obgleich sein breiter Rücken sich unter der Last der Jahre krümmte.

Nachdem er lange mit den Händen in den Seitentaschen den Absegelnden unbeweglich nachgeblickt hatte, kehrte er sich um, ging langsam auf mich zu und grüßte mich mit einem freundlichen „Gottes Frieden!" Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung, einem hübschen, wohlversehenen Hause neben einem großen Sandberge, in einiger Entfernung von der Küste. In der Nähe desselben blieb er stehen, betrachtete aufmerksam den Himmel ringsum und sagte, indem wir den letzten Hügel hinabschritten, mit bedenklicher Miene: „Es ist Lurk im Wetter." — „Was heißt das?" fragte ich. „Nichts weiter," antwortete der Greis, „als daß wir bald eine Veränderung bekommen." Er lud mich darauf ein, das Abendessen mit ihm zu theilen und die Nacht bei ihm zuzubringen. Dankbar nahm ich es an und wurde von ihm und seiner ältlichen Frau mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man unter den Zelten der Beduinen nicht herzlicher finden kann.

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch einen verwirrten Lärm in dem neben meiner Schlafkammer gelegenen Wohnzimmer geweckt. Männer und Weiber sprachen durcheinander, Holzschuhe klapperten, und die Thüren des Hauses wurden aufgerissen und zugeschlagen. Ich erhob mich und lauschte und vernahm draußen ein dumpfes Rauschen, ein tiefes, einförmiges Dröhnen. In der Wohnung fand ich die ganze Familie schon auf den Beinen und in geschäftiger Bewegung. Der Mann spließte ein Tau zusammen, die Hausmutter schürte das Feuer und setzte einen Topf auf den Heerd, und zwei junge Weiber, die Tochter und die Schwiegertochter, standen schon völlig angekleidet, im Begriff, ein Tuch um den Kopf zu wickeln, als gälte es einer langen Reise. Der Alte antwortete auf meine Frage, was für ein Getöse ich gehört habe, kurz und schnell: „die See!„ „Wohin wollt ihr jetzt?" fragte ich weiter. „Hinaus, um nach den Leuten zu sehen," antwortete er, „wir bekommen hartes Wetter." Ich beschloß sogleich, die Strandbewohner zu ihrem fürchterlichen Nachbarn zu begleiten. In wenigen Minuten waren wir marschfertig und verließen das Haus.

pag. 149.

pag. 149.

Meeressturm und Strandung an der Küste von Jütland.

2. Die Heimkehr der Fischer.

Die Sonne ging eben auf; ihre dunkelrothe Scheibe glühte düster hinter streifigen Wolken; kein Wind war zu spüren, aber lauter und lauter ertönte das ununterbrochene Getöse des Meeres. Schweigend gingen wir nach dem Strande hinab. Ich bestieg die äußerste Düne und fand zu meiner großen Verwunderung das Meer in keiner merklichen Bewegung; nur dicht am Ufer ging eine tiefere Grundsee, welche sich am Strande brach und donnernd längs demselben hinrollte; die Luft war noch in Ruhe, aber mein alter Wetterprophet versicherte, daß ich binnen kurzer Zeit den Westwind fühlen würde. Er hatte Recht: eingehüllt in düstere Nebel, stellte der grause Beherrscher der Nordsee sich bald ein. Nun begann auch das Meer weiter hinaus sich zu regen, und bald zeigten sich kleine, weiße Flecken, die immer zahlreicher und zahlreicher, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit der Schnelligkeit des Windes näherten. Aber der Wind eilte ihnen voraus; plötzlich brach er herein mit Unheil wahrsagenden Seufzern und pfiff laut in den struppigen Büscheln der Strandbinse. Kein Boot war noch zu sehen. Den ganzen Strand entlang auf den Dünen erschien der eine Küstenbewohner nach dem andern, meistens Weiber und halberwachsene Knaben, um gleich uns nach zögernden Fischern auszusehen.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu und mit ihm das Rollen der Wogen; der ganze Strand stand bald im Schaum. Ich zitterte für die armen Fischer auf der hohen See und gab sie in Gedanken schon auf, als der Greis das spähende Auge mit der Hand bedeckend, ausrief: „da haben wir sie!“ — Ich sah indessen noch nichts, und meine Angst wuchs. Der Fingerzeig der Uebrigen leitete endlich meine Augen auf einen dunkeln Punkt in der Ferne, der oft verschwand, aber immer größer, immer näher wieder zum Vorschein kam. Das Meer erhob sich stärker, die weißen Flecke wurden zahlreicher und breiter, und die drei, nur durch schmale Tiefen getrennten, neben einander längs dem Strande hinlaufenden Sandriffe wurden schon durch eben so viele zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, welche sich nach N. und S. hinstreckten, so weit das Auge reichte. Diese Riffe sind das Verderben der Seefahrer, aber eine dreifache Wehr der Küste; denn sie brechen die ungeheuern Wellen, welche oft höher sind als die Dünen selbst, und ohne einen Widerstand bald die schwachen Wälle niederreißen und das flache Westland überschwemmen würden.

Das Boot eilte. Schon sah man die Köpfe der Fischer, wenn es sich auf dem Rücken einer Welle erhob; wenn es dann aber von derselben hinablief, wie von einem Hügel und im Wellenthale verschwand, dann dachte ich mit Schrecken: „werden sie wohl wieder heraufkommen?“ Ein Angstruf entfuhr mir: aber der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte mürrisch: „Was giebts? Noch haben sie keine Noth.“

Jetzt hatten sie das äußerste Riff erreicht. Hier hielten sie an, ruderten sogar mit allen Kräften rückwärts und theilten glücklich mehrere gewaltige Wogen. Als diese sich in der Brandung zerschlagen hatten, wurde das Wasser auf einer kleinen Strecke eben. Sie nutzten diesen Augenblick und ruderten mit Windeseile landwärts. Auf dieselbe Weise überwanden sie das mittlere Riff; aber jetzt war die eigentliche Lebensgefahr erst vorhanden. Die Zuschauer sprangen dicht ans Ufer hinab und fielen wie auf ein Commandowort, die gefalteten Hände gen Himmel streckend, alle auf die Knie. Darauf sprangen sie eben so schnell auf und faßten sich bei den Händen. Ich sah nicht gleich ein, wozu diese Kette dienen sollte, aber ich erfuhr es bald. Das Boot war jetzt bei dem letzten Riff, kein Steinwurf vom Lande; verfolgt von einer Sturzsee, die ihren weißen Kamm über dasselbe hinbeugte, schoß es in die Brandung hinein, wurde eingeholt, gab die Seite, känterte, und die Weiber und Kinder stießen ein lautes, herzzerschneidendes Geschrei aus. Mit der Welle wurden die Schiffbrüchigen ans Land gespült, einige erreichten dasselbe ganz und gewannen gleich festen Fuß, aber andere kamen nicht so nahe. Da trennte sich die Kette an mehreren Stellen; der Nächste ergriff mit der einen Hand den in der Brandung kämpfenden und die Uebrigen zogen aus aller Macht, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufgeworfen hatte, würde sie in Rücklauf wieder hinausgeschwemmt haben, und dann ist keine Rettung mehr. Ein schrecklicher Augenblick! Er flog so schnell an mir vorüber, daß ich kaum sah, wie Alles zuging; aber die Verunglückten wurden sämmtlich gerettet. Eben so schnell wurde das Boot, dieser treue Freund in so mancher Noth, geborgen, und erst als dasselbe mit dem ganzen, reichen Fang der verflossenen Nacht auf Land gezogen und in vollkommene Sicherheit gebracht war, erst dann grüßten die Männer sich gegenseitig mit treuherzigen Handschlägen, und die Frauen umschlangen den Einen und den Andern der triefenden Seeleute mit liebenden Armen. Nun kamen eilends die zu Hause gebliebenen Mütter, Hausfrauen und Töchter

mit Krügen voll warmen Getränks herbei; jeder der Heimgekehrten ergriff einen derselben mit beiden Händen und ließ ihn nicht los, bevor er den Boden gen Himmel kehrte. Darauf theilte man die Beute; jeder verfügte sich nach Hause, und ich begleitete meinen Wirth und seine Familie.

3. Die Strandung.

Ein wohlschmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde schnell bereitet; bevor dieses aber noch genossen war, steckte ein Mann den Kopf in die halbgeöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!" Alle sprangen auf und fragten zugleich: „Wo?" — „Hier," antwortete der Mann schnell und zog den Kopf zurück, um seine wichtige Botschaft weiter zu bringen. Mein Wirth, sein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf dem nächtlichen Fischzug gewesen waren, stürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm gestiegen und das Meer brüllte in seinem gräßlichsten Zorn; der Sand der Dünen peitschte uns in's Gesicht und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unsere Köpfe dahin. Mit weit aufgerissenen Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben schien; die dunkeln Wasser des Meeres schäumten und kochten, ein Regen von Staub und Schaum verhüllte die Aussicht und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?" rief ich meinem Nachbar zu. Er streckte seinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenschuß entfernt, das unglückliche Schiff. „Kann sich's nicht noch retten?" fragte ich. „Nein," lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf dem Meere wäre. Es kann sich vom Lande nicht länger frei halten; es muß stranden."

Unsichern Laufs, hin- und hergeschleudert von den Wellen kam das Schiff näher und näher. „Nun," riefen alle, „ist es beim ersten Riff." — „Es stößt," rief einer. „Nein," entgegnete der andere, „da kommt eine See, die wird ihm helfen." Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und sank wieder. „Es ist hinüber!" riefen sie und ein schwerer Stein fiel von meinem Herzen, aber ich kannte die jütische Küste nicht. Wenige Minuten nachher hieß es: Da steht's!" Es war auf dem mittlern Riff gestrandet. Mir kam es vor, als segelte es noch fort, aber ich wurde von dem Schlingern des Schiffs und von seinem Hauen auf dem Grunde getäuscht.

Kaum ein Büchsenschuß vom Lande saß es fest, und ich hoffte daher, daß die Besatzung gerettet werden würde. Sie ließ

auch ein Boot hinab und zwei Matrosen sprangen hinein; aber da kam ein Sturzsee und riß sie mit sich fort. In tausend kleinen Stücken wurde das Boot ans Land geworfen, die Leute aber sah ich nie wieder. Als sie verschwanden, ertönte das Wehgeschrei der Mannschaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung.

Nun wälzte sich von Außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger als alle vorhergehenden. Neun, sagten die Küstenbewohner, folgen auf einander, und die letzte ist die größte von allen. Als die erste das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängstigte Mannschaft stieß ein Geschrei aus, noch stärker und durchdringender als das erste. Die nächste Welle drehte das Schiff etwas mehr und überspülte das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten (Strickleitern) hinan und hurrten (banden sich fest). Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zuletzt dem Lande die Seite ganz zukehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsamern Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelnde Besatzung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land aus, dem sie so nahe waren, und das sie lebend doch nie betreten sollten. Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hülfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten oder verstanden es nicht.

Jetzt bot sich uns ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Roof (Verschlag auf dem Verdeck kleiner Fahrzeuge), ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitain und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Roof und kamen gleich mit einem großen Pack zurück, den sie an einem Tau ins Wasser hinunter ließen. Jetzt knieeten Beide und streckten bittend ihre Arme gegen uns. Der Pack hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf- und hinabgeschleudert, bald und glücklich die Küste. Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jetzt sprangen beide auf und stießen ein Ge-

schrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band er das Frauenzimmer mit dem andern Ende ans Brett fest, aber zu spät! eine neue Wellenreihe wälzte sich brüllend und schäumend über dasselbe hin und stürzte den Mast mit allen denen, die im Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitän und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zerschmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten auch den Rumpf auf die Seite, die letzte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „erträgt es die, so erträgt es mehr." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Gekrach, lauter als Sturm und Braudung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trümmer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. Die Leiche des Kapitäns fand man nie, und eben so wenig konnte man je den Namen des Schiffs oder seiner Heimath erfahren. Nur ein lebendes Wesen wurde von diesem Schiffe gerettet, das aber keine Auskunft zu geben vermochte — ich öffnete den vom Schiffe geworfenen, glücklich geretteten Pack — und hielt ein halbjähriges Kind in meinen Armen, welches zwar ganz durchnäßt, aber unversehrt war. Die Schiffer haben das unbekannte, vater- und mutterlose Kind wie ihr eigenes Kind auferzogen.

Die Teufelskanzel.

Du schauerst, Wanderer, ob dem Graus,
Der hier im Thal und Wald umher;
Du siehst nur Felsen grau und schwer,
Kein freundlich Blümchen ragt heraus.
Du fragst, woher der Schrecken kam?
Das weiß die Sage wundersam
Und treulich dir zu deuten.

Es war in alten, fernen Zeiten,
Der Teufel hergezogen kam,
Aufsteigend aus den heißen Fluten,
Aus Badens tief verborgnem Quell,
Noch flammend von der Hölle Glutez
Den Blick vom rothen Lichte hell:

So bricht er auf, erklimmt die Höhn
Und heißt umher die Diener gehn,
Daß sie versammelten um ihn
Der Bäuerlein und Ritter viele,
Man sah's von Schloß und Hütte ziehn,
Als ging's zum Tanz und Waffenspiele.

Der Böse stellt sich drauf mit Neigen
Gar seltsam auf den höchsten Stein,
Und als die Hörer alle schweigen,
Beginnt er leise, mild und fein
Die Rede, süß und klug ersonnen,
Und spricht von seines Reiches Wonnen;
Von ewgem Glanz und Herrlichkeit,
Die seinen Dienern stehn bereit.
Er weiß mit losem Trug und Spott
Die Geister listig zu bethören,
Daß schon in mancher schwachen Brust
Sich hegt und regt die sünd'ge Lust,
Und spöttelnd über den lieben Gott
Man kann viel leid'ge Worte hören.

Da fällt's, wie leichter Wetterschein,
Tief in den finstern Wald herein;
Genüber des Bösen Höllenthron
Erklingt ein goldner Harfenton;
Ein Engelknabe niederrauschet
In silberleuchtendem Gewand,
Die Palme tragend in der Hand
Und stillbewegt die Menge lauschet.
Und wie er spricht, beginnt's zu tagen
Wie Himmelsroth in jeder Brust;
Sie fühlen mächtig, unbewußt
Sich zu dem Engel hingetragen.
Der Böse wüthet ganz allein
Auf dem verlassenen Kanzelstein;
Er bricht empor in wildem Grimme,
Doch süßer tönt des Engels Stimme,
Und immer heißer wird der Drang,
Von aller Lippen festlich klingt,
Aus aller Herzen gläubig schwingt
Empor sich heil'ger Bußgesang.

Der Böse mit dem Dienerchor
Bricht in der letzten Wuth hervor,
Mit Krallenfingern gewaltig faßt
Er, niederdonnernd, der Felsen Last
Und schleudert die Bäume groß und schwer
Wie Blüthenflocken im Thal umher,
Und öffnet der Erde Nacht und Graus,
Daß schwarze Quellen fluten heraus;
Und fluchend schlägt er den schwarzen Huf
Zum ewigen Zeichen tief in den Stein,
Und stürzt sich dröhnend mit wildem Ruf
In der Erde klaffenden Schlund hinein.

Zieh schnell vorüber, o Wandersmann!
Noch sieht der Böse die Menschen an:
Und will er dich locken zur sünd'gen Lust,
So öffne dem guten Engel die Brust.

Aug. Stöber.

Die Wilddiebe.

Das Schloß Greifenstein, umgeben von den schönsten Parkanlagen, war seit Monaten wie ausgestorben. Früher herrschte hier fröhliches Leben; denn der Graf von Heiden war als ein biedrer, gastfreundlicher Herr in der ganzen Umgegend bekannt. Zur Zeit der Jagd war das ganze Schloß bevölkert von Freunden aus der Nähe und der Ferne; denn die großen Waldungen, welche zu Greifenstein gehörten, boten den Waidmännern reiche Beute. Wie war es jetzt so ganz anders geworden! Der brave Graf von Heiden starb in der Blüthe seiner Jahre, und seine junge Wittwe, die Gräfin Amalie, war nach seinem Tode in die Residenz gezogen. Ein alter, treuer Verwalter, Burkhard, bewohnte mit einigen Jägern das Schloß und verwaltete gewissenhaft die ihm anvertrauten Güter. Aber dem alten Manne nagte ein Wurm am Herzen; denn es betrübte ihn sehr, daß die Forsten von Greifenstein jetzt von Wilddieben mehr denn je heimgesucht wurden, und daß alles Nachstellen bisher vergeblich gewesen war. Fast täglich fanden die Jäger Spuren, daß man hier oder dort einen Rehbock oder einen Hirsch ausgeweidet hatte. Der brave Mann

hatte der Gräfin getreulich Bericht erstattet, und offen erklärt, wie ihm sein Amt durch diese zunehmenden Frevel verleidet würde. Er machte sogar der Gräfin den Vorschlag, das Schloß zu verkaufen, da sie es doch nicht bewohnen wollte. Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag und sie kam, obgleich es Winter war, in Gesellschaft ihres alten Onkels, eines ehemaligen Rittmeisters, und ihrer Nichte, der Gräfin Julie, die schon früher Monate lang auf Greifenstein verweilt hatte, auf ihrer Besitzung an. Der alte Onkel hatte sich willig finden lassen, die Angelegenheit zu leiten, und die nöthigen Vorkehrungen zum Verkauf wurden getroffen. Der alte Kriegsmann, der früher ein leidenschaftlicher Jäger gewesen war, ärgerte sich nicht wenig, als täglich Klagen über Wilddiebereien einliefen, und er ordnete deshalb eine förmliche Jagd auf diese Strauchdiebe an. „Habt ihr denn keinen Verdacht?" fragte er einmal Abends den alten Burkhard. — „Gnädiger Herr," erwiderte dieser, „wir kennen dieses Gelichter sehr gut; es will uns nur nicht gelingen, sie auf der That zu erschnappen, oder Beweise zur Bestrafung herbeizuführen."

— Nur immer aufgepaßt! mein alter Burkhard, die losen Vögel sollen uns nicht entgehen. Aber, wer sind sie? Nenne mir einige!

— Da ist der schwarze Peter, der Hans, der Muggel und viele Andere. Aber der schlimmste ist ein ehemaliger Student, der blonde Fritz geheißen, ein verwegener Kerl. Die Bauern tituliren ihn immer Herr Baron, und fürchten sich vor ihm, denn er soll mit namhaften Taugenichtsen in Verbindung stehen. Uebrigens haben wir für diese Nacht einen Streifzug angeordnet, gnädiger Herr Rittmeister, der von Erfolg sein muß.

— Worauf stützest du denn deine Hoffnungen?

— Ich habe eine große Bulldogge abgerichtet, die uns von wesentlichem Nutzen sein soll.

— Nun, Alter, thut euer Bestes!

* * *

Verlassen wir das Schloß und machen einen Streifzug in den Forst. Hier treffen wir den schwarzen Peter und den Muggel in voller Thätigkeit, denn sie haben einen Rehbock erlegt und sind beschäftigt, denselben in Sicherheit zu bringen. — „Da hätten wir doch wieder einen Fang gemacht," sagte der Muggel, „aber wer weiß, wie lang es dauert; denn der alte Verwalter trifft alle Anstalten, uns unser Handwerk zu legen. Der neue Förster ist auch eine feine Spürnase und er soll einen bösen Spürhund haben."

— „Mag sein," war Peters Antwort, „wenn er mir nur begegnet, wenn ich meine Büchse im Arm habe, so will ich's ihm sagen. Meint der Grünrock, die Rehe und Hasen seien nur da, die vornehmen Herrschaften zu ergötzen? Ja, ja, wir sollen sie füttern und nicht einmal sauer dazu sehen, wenn die Hirsche unsere Saaten verderben und der Hase unsern Kohl frißt. Doch lassen wir jetzt das Reden und mache, daß du den Bock in Sicherheit bringst.

Der Muggel machte sich mit seiner Beute auf den Weg, während Peter bemüht war, jegliche Spur ihres Frevels zu vertilgen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, hing er seine Büchse um, und wollte sich ebenfalls entfernen. In diesem Augenblick sprang ein großer Hund auf ihn zu und im nächsten stand ihm der junge Förster Friedrich gegenüber. „Hab ich dich endlich, du Habicht in meinem Taubenhause!" rief der kräftige Waidmann. „Die Büchse her! Diesmal ist der Jagdfrevel nicht abzuläugnen, er verschmitzter Strauchdieb!"

— „Herr Förster, keinen Schritt weiter!" rief der schwarze Peter. Ich warne Sie, wir sind hier zu zwei und ich habe auch keine Haselnüsse im Lauf."

Der Förster hob unwillig die Flinte in die Höhe. „Kerl," sprach er im höchsten Zorn, „glaubst du, ein Jäger fürchtet solchen Schnapphahn? Die Büchse herunter!"

— „Herr Förster," rief der Peter, „Sie haben Weib und Kind, wie ich. Sie sitzen im Warmen, die Meinigen hungern. Vergessen Sie, daß wir uns gesehen haben und machen Sie linksum!"

— „Du Erzgauner willst mir Befehle ertheilen? Pluto, faß! faß!" Ehe der Hund aber zusprang, hatte Peter angelegt, losgedrückt — und der Förster Friedrich wälzte sich in seinem Blute. Der Pluto vergaß ganz seine Pflicht und sprang, gleichsam zur Hülfe, nach seinem Herrn. Peter eilte schnellen Schrittes von dannen. Eine Schauerstille legte sich einige Minuten lang über die blutbefleckte Gegend. Dann aber sprang Pluto, als käme er zur Besinnung, davon und eilte dem Mörder nach. Bald darauf bewegte sich das Gesträuch und ein junger, wohlgekleideter Jäger trat heraus. Kaum sah er den Sterbenden, als er auf ihn zueilte, um ihm zu helfen. „Sprechet, was geschah, und wo kann ich Hülfe suchen?" Aber der sterbende Förster sah ihn noch einmal an und verschied. Der Fremde knüpfte ihm den Rock auf und suchte seine Wunden zu verbinden. In diesem Augenblick kamen von allen Seiten Jäger herbei und zwei hatten den schwarzen Peter

in ihrer Mitte; denn der Pluto hatte ihn eingeholt und gefaßt. Zufällig waren einige Jäger in der Nähe gewesen, die den Kampf gehört und herbei geeilt waren. „Ach, Gott!" rief der brave Burkhard; „da liegt unser brave Friedrich in seinem Blute! Aber schnell greift mir seinen Mörder, denn es ist kein anderer als der blonde Fritz, der saubere Herr Baron, der ihn jetzt auch noch berauben will." Der Fremde betheuerte, daß er dem Unglücklichen habe zu Hülfe kommen wollen, und daß er weiter von der Mordthat nichts wisse. „Wir lassen uns keinen blauen Wind vormachen," rief Burkhard, „Peter, ist dieser saubere Herr euer Helfershelfer?" — „Ja!" schrie der schwarze Peter, „er hat den Förster erschossen." — Alle Ausreden waren vergeblich und die beiden, so sehr sie in ihrem Aeußern von einander abstachen, wurden zusammen gebunden und nach dem Schlosse geführt. Der Fremde betheuerte seine Unschuld, bat, drohete, alles vergebens. Auf dem Schlosse angekommen, wurden sie vorläufig in ein dunkles Gewölbe eingesperrt.

Am nächsten Morgen wurde der alte Rittmeister von Allem in Kenntniß gesetzt, und derselbe befahl, die beiden Wilddiebe vorzuführen und den Amtmann mit dem Amtsschreiber zu einem Verhör auf das Schloß zu laden. Die Freude über den glücklichen Fang war so groß und der Diensteifer dadurch so lebendig, daß kaum eine Stunde vergangen war, und das Verhör konnte beginnen. Die beiden Gefangenen wurden hereingebracht. Wie verschieden waren die Beiden! Der schwarze Peter sah wüst und verstört aus, die Trunksucht hatte sich deutlich auf das Gesicht eingegraben und die kleinen, stechenden Augen verriethen einen tückischen Charakter. Trotzig schaute er sich um und schien um sein Schicksal wenig bekümmert zu sein. Der Mitgefangene, ein hübscher, feiner Mann, sah sehr angegriffen aus, und dennoch lag eine gewisse Hoheit in seinen Zügen. Der Amtmann begann: „Peter, ist dieser der in unserer Gegend so verrufene blonde Fritz?"

— „Ja!"

— „Hat er Theil an dem Mord des braven Försters?"

— „Ja!"

— „Meine Herren!" rief der Gefangene, „dieser verruchte Mensch will mich zu seinen Mitschuldigen machen, und doch ist es sehr zufällig, daß ich die Leiche des unglücklichen Forstmannes getroffen. Ich kenne diesen Bösewicht nicht."

— „Nur ruhig!" rief der Rittmeister, „Er ist dafür bekannt, ein feiner Patron zu sein, der Manieren hat; aber diesmal lassen wir uns keinen Dunst vor machen."

— „Herr Rittmeister!" fuhr der Angeredete auf — „ich bitte Ihre Ausdrücke zu bedenken; denn ich bin nicht gewohnt, mir Grobheiten sagen zu lassen. Ich habe auch, wie Sie, die Klinge zu führen gelernt."

Der alte Rittmeister sprang in seinem Eifer auf, denn der Zorn schien ihn zu überwältigen. Der vermeintliche blonde Fritz aber sprach: „Mein Herr, ich bin allerdings an diesem Mißverständniß schuld; allein ich habe Anstand genommen, es bisher zu lösen. Ich sehe aber ein, daß es jetzt nöthig ist, ich bitte deshalb, die Grafin zu ersuchen, sich hierher zu verfügen." — Alle Anwesenden rissen jetzt die Augen auf, und sahen den blonden Fritz an, als ob sie ihn durchbohren wollten. Dann wurde der alte Burkhard abgesandt, die Gräfin von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Als der treue Verwalter seine Botschaft ausgerichtet hatte, war die Gräfin lange unschlüssig, ob sie in das Verhörzimmer hineingehen sollte, oder nicht. Endlich entschloß sie sich dazu, denn es könnte ja wirklich ein Unschuldiger sein, den man für den blonden Fritz halte. Als die Gräfin in die Stube trat und den Fremden anblickte, that sie einen lauten Schrei und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Der Fremde aber trat hinzu und sprach: „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, daß ich Sie habe zu meinem Schutze herrufen lassen! Es blieb mir nichts anders übrig."

— „Aber," fiel ihm die Gräfin in's Wort, „wie kommen Sie, Herr von Waldhausen, in unsere Gegend und in eine so übele Lage?"

— „Gnädige Frau, wie ich in hiesige Gegend komme? — auf ganz natürlichem Wege; denn ich habe die Reise auf dieselbe Weise gemacht, wie Sie. Schon lange hatte ich meinem Freunde, Ihrem Nachbarn, Herrn v. S., einen Besuch zugedacht. Seit drei Tagen bin ich dort, und gestern mußte ich mich auf der Jagd verirren, um von Ihren Leuten festgenommen zu werden."

— „Daran sind Sie nun allerdings schuldlos; aber daß sie sich jetzt erst zu erkennen geben, können wir Ihnen nicht verzeihen. Sie hätten sich selbst diese Unannehmlichkeit ersparen können. Doch ich bin wirklich froh, daß Sie auf eine so sonderbare Art unser Gast geworden sind, und ich werde Alles aufbieten, Sie schadlos zu halten."

Die Gräfin führte jetzt den jungen Herrn von Waldhausen hinüber in das Schloß und der alte Rittmeister humpelte brummend hinterdrein; denn die ganze Geschichte war ihm sehr verdrießlich. Es dauerte indessen keine Stunde, so war er mit dem jungen Herrn vollständig ausgesöhnt. Der schwarze Peter wurde vorläufig wieder in sein Gefängniß gebracht.

* * *

Herr von Waldhausen, der jetzt von der Gräfin und ihrer Nichte auf das Freundlichste bewirthet wurde, schien sich auf dem Schlosse zu gefallen; denn er erklärte der Dame, daß er neben dem Besuche seines Freundes noch einen andern Reisezweck verfolge. Er habe nämlich vernommen, wie sie willens sei, ihre Besitzung zu verkaufen und er habe wohl Lust, den Käufer abzugeben.

„Ei, ei!" rief der alte Rittmeister, „die Sache kann sich machen; aber dann müssen Sie vorläufig bei uns Quartier nehmen; damit wir zusammen Alles gehörig in Augenschein nehmen. Ich werde sogleich einen Boten an Herrn v. S. absenden und ihm melden lassen, daß wir ihm seinen Gast haben abtrünnig gemacht." Da auch die Gräfin bat, Herr v. Waldhausen möge einige Tage dort bleiben, so willigte er ein. Der Bote wurde abgeschickt und erhielt den Auftrag, den Koffer des neuen Gastes mitzubringen. Schon gleich nach dem Frühstück wurde ein Ausflug in den nahen Wald gemacht. Die Gegend gefiel dem Herrn v. Waldhausen ungemein, und er erkannte, daß bei einer sorgfältigen Bewirthschaftung das Gut eine gute Einnahme abwerfen würde. Nachmittags wurden alle Gebäude, von den Hundeställen bis zum großen Gesellschaftssaale, besichtigt. Alles befand sich im schönsten Zustande. Tags darauf wurde eine große Jagd veranstaltet. Als Herr von Waldhausen so allein durch den Forst strich, kam er vor der Wohnung des unglücklichen Försters vorbei. Er trat ein und fand die trostlose Wittwe mit ihren beiden Kindern in der Stube. „Liebe Frau," redete er sie an, „es ist allerdings ein hartes Schicksal, das Sie betroffen hat; allein fassen sie Muth, und Gott wird Sie nicht verlassen." — „Ach," seufzte die Försterin, „ich bin ein armes, unglückliches Weib. Ich war nicht bei ihm, als er seine letzten Seufzer aushauchte; ich konnte ihm nicht die Augen zudrücken. Was wird aus mir und meinen Kindern werden!" — Herr von Waldhausen war sehr ergriffen. „Ich werde vielleicht dieses Gut kaufen," fuhr er fort, „und dann werde ich für Sie und Ihre Kinder sorgen." Still legte er seine Geldbörse auf den Tisch

und verließ die Stube. In diesem Augenblick sah er, wie die junge Gräfin Julie auf das Försterhaus zukam. Damit sie ihn nicht gewahrte, trat er hinter eine Brüstung des Heerdes in der Küche; denn er fürchtete, sie durch seine Gegenwart in ihrem barmherzigen Werk zu stören, denn Julie kam gewiß, um die arme Wittwe zu trösten. Als das Fräulein eingetreten war, verließ er sein Versteck und war nun ungesehen Zeuge des rührendsten Auftrittes. Einem tröstenden Engel gleich saß Julie neben der Wittfrau. Sie predigte nicht von Schicksalsfügung und dergleichen; nein! sie schilderte laut die Vorzüge des Verlorenen, lobte seine Tugenden, die sein Andenken bei Jedermann erhalten würde, und als die Thränen der Wittwe strömten, da weinte sie mit, da nahm sie den Säugling selbst auf den Schooß, herzte das Kind und gelobte der Mutter Freundschaft, Rath und Hülfe. Herr v. Waldhausen war tief ergriffen von der Herzensgüte des edlen Fräuleins.

Jetzt verließ sie das Haus und in der Ferne folgte ihr Herr von Waldhausen. Zu seiner Verwunderung schlug sie nicht den Weg nach dem Schlosse ein, sondern verfolgte einen Fußpfad dicht am Waldabhange. Wohin mag sie nun wohl gehen? Ich will ihr folgen. So sprach Herr von Waldhausen zu sich selbst und schlug denselben Weg ein. Bald wurde eine elende Hütte sichtbar; da hinein ging jetzt das Fräulein. Herr v. Waldhausen, von Neugierde getrieben, näherte sich der Hinterthür, deren oberer Theil halb geöffnet war, um dem Rauche des Heerdes einen Ausweg zu bahnen, und ihm so den Einblick in die Küche erlaubte. Auf dem Heerde knisterte ein Feuer von dürrem Reisig unter dem schwarzen Hangkessel, daneben saß ein hageres, schmutziges Weib und schmutzige Kinder, in Lumpen gehüllt, trieben sich in der Küche umher. Das Weib starrte mit ihren Glasaugen das Fräulein an, und von Waldhausen hörte folgendes Gespräch: — „Wie geht es Ihr, Frau?"

— „Wie soll's gehen, schlecht genug, und nun hat man mir den Mann noch festgesetzt. Aber der Peter soll immer an Allem Schuld sein. Was soll ich nun mit diesen Würmern (auf ihre Kinder zeigend) anfangen? Wäre der Teich nicht zugefroren, ich würfe eins nach dem andern hinein."

— „Frau, Frau, denkt Sie denn nicht an Gott?"

— „Daran mag denken, wer im Reichthum sitzt. Unser Einer ist elend Pack in der Welt."

— „Frau, Sie ist doch confirmirt, doch getraut, ist auch wohl einmal zum Tisch des Herrn gegangen; denkt Sie denn nicht

mehr, wie Ihr damals zu Muthe war, und hat Sie Alles vergessen, was der Pastor damals sagte?" — Die Frau ließ den Kopf hängen. Das Fräulein aber fuhr fort die Frau zu ermahnen, sich doch der Kinder besser anzunehmen und wieder Vertrauen zu Gott zu fassen, es könne noch eine bessere Zeit für Sie kommen. Dann schenkte sie ihr einiges Geld, holte aus ihrem Körbchen Brod und Kuchen hervor und vertheilte es unter die hungrigen Kinder. Das harte Herz der Frau des schwarzen Peters (denn es war Peters Hütte, wo sich solches zutrug), wurde bei dieser Milde weich, und die Thränen liefen ihr über die Wangen. Das Fräulein versprach, auch ferner für sie zu sorgen, wenn sie ihre Wirthschaft ordentlich führte und die Kinder hübsch reinigte und zur Schule schickte. Die Frau warf sich vor Julie auf die Knie und küßte den Saum ihres Mantels. Julie aber sprach: „Stehe Sie auf, Frau, vor Menschen muß man nicht knieen, sondern vor Gott. Dies vergesse Sie aber nicht." Da ging plötzlich die Hausthür auf und zwei Männer traten ein. Den einen kennen wir schon, es war der Muggel und der andere war der blonde Fritz. „Ei, ei!" rief dieser, „das gibt einen saubern Fang! Schleicht man so in die Hütte, um Geheimnisse auszuspioniren? Und schau, Frau Peter hat blanke Silberstücke in der Hand, das ist Judasgeld, wofür sie ihren Mann verräth."

Der Muggel aber flüsterte seinem Kameraden etwas in's Ohr. „Herrlich!" rief der junge Wilddieb, „herrlich! Bruder Muggel! Der Einfall ist Geld werth." „Liebes Fräulein," fuhr der Fritz gegen Julie gewendet fort, „Sie sind unsere Gefangene, und wir werden Sie so lange behalten, bis man den Peter wieder freigibt." Julie wäre beinahe ohnmächtig um gesunken, denn der Dieb wollte sie beim Arm fassen. Nun konnte Herr von Waldhausen sich nicht länger halten, er riß die Thür auf und hielt den frechen Wilddieben die gespannte Doppelflinte entgegen. „Wer das Fräulein auch nur mit einem Finger anrührt, ist des Todes!" rief er. Die Wilddiebe erschraken, allein bald führte der Fritz seine gewohnte freche Sprache wieder. „Komm, komm!" schrie Muggel, „wir werden den Herrn schon wiederfinden; jetzt müssen wir eilen, denn ich höre Hunde bellen, die Jagd könnte hier vorbeiziehen." — Schnell entsprangen die Wilddiebe und Herr von Waldhausen bot dem Fräulein den Arm, um sie nach dem Schlosse zu begleiten. Unterwegs aber wollte sie ihm ihren Dank für die Errettung aus der großen Gefahr ausdrücken. Herr von Waldsen aber sprach: „Mein Fräulein, danken Sie mir nicht, denn

Gott hat es weise gefügt, daß ich zu ihrem Schutze da sein mußte. Ich aber habe gelernt, wie man sich der Nothleidenden annehmen muß und wie Betrübte zu trösten sind. Ich würde diesen Tag für den glücklichsten meines Lebens halten, wollten Sie mir Ihre Hand reichen. v. Waldhausen's Wunsch ging in Erfüllung. Julie wurde sein geliebtes Weib; er kaufte das Schloß Greifenstein und wohnte daselbst. Die ganze Gegend rühmte bald ihren gütigen Herrn und seine guttätige, engelfromme Gemahlin. Die Wilddiebe aber empfingen ihren verdienten Lohn.

Die Räuber.

Auf dem öden Scheidewege,
Hinterm hohen Crucifixe,
Stand der Räuber listig lauernd,
In der Hand den blanken Säbel,
Und die Büchse scharf geladen.
Denn den Kaufmann wollt' er fangen,
Der mit Geldes reicher Fülle,
Mit Gewändern, edlen Weinen,
Von dem Markte heut zurückkehrt.
Schon hinunter sank die Sonne,
Und der Mond tritt durch die Wolken,
Und der Räuber steht erwartend
Hinterm hohen Crucifixe.
Horch! Da tönts wie Engelstimmen:
Leise Seufzer, laute Bitten
Kommen hell wie Abendglocken,
Durch die stille Nacht getragen;
Süß mit ungewohnten Tönen
Stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht begierig.

„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Neig', o neig' dein himmlisch Antlitz,
Sonnenhelle, selig lächelnd,
Nieder auf uns arme Kleine!
Breit', o breit' die lieben Arme,

Die du ausgespannt am Kreuze
Wie zween Flügeln um den Vater,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle,
Nicht der Räuber, stumm und laurend,
In der Waldschlucht ihn entdecke,
O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!" —

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe.
Drauf der Kleinste, sich bekreuzend,
Fromm die zarten Hände faltend:
„Lieber Christi!" lallt er kindisch:
„Ach ich weiß, du bist allmächtig,
Sitzend auf des Himmels Thron
Unter Sternen, glänzend goldnen,
Unter Englein, lieblich lust'gen,
Wie die Amme mir's erzählt hat:
O sei gnädig, lieber Christe!
Gieb den Räubern, den verwegenen,
Brod gib ihnen, Brod in Fülle,
Daß sie nicht zu plündern brauchen,
Noch zu morden unsern Vater!
Wüßt' ich, wo ein Räuber wäre,
Wollt' ich ihm ein Kettlein geben,
Dieses Kreuz und diesen Gürtel,
Sprechend: Lieber, lieber Räuber!
Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,
Daß du nicht zu plündern braucheſt,
Noch zu morden unsern Vater!"

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe.
Und von ferne hört er's nahen:
Rosse schnauben, Räder rollen,
Langsam greift er nach dem Säbel,
Langsam faßt er nach der Büchse,
Und so steht er lange sinnend
Hinterm hohen Crucifixe.

Die Räuber.

Niederknieen noch die Kinder:
„O du Schirmvogt der Verlaßnen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!"

Und der Vater kommt gefahren,
Wohlbehalten ungefährdet,
Schließt die Kinder an den Busen —
Selig stammeln, süße Küsse!
Und kein Räuber wird gesehn:
Nur den blanken Säbel fand man,
Fand die Büchse scharf geladen,
Hinterm hohen Crucifixe:
Beide waren ihm entsunken.

R. Prutz.

Folgen eines freundlichen Grußes.

Friedrich der Große wurde von seinen Bedienten oft bestohlen und betrogen, indem er denselben zu viel Zutrauen schenkte. Kurz vor dem baierischen Erbfolgekriege war wieder einer seiner Bedienten auf einer Betrügerei ertappt worden. Er hatte ihn mit Schonung von sich entfernt, und stand voll trüber Gedanken über die Entartung der Mehrzahl des menschlichen Geschlechts am Fenster. Ein junger wandernder Handwerksbursche ging bei dem Schlosse vorüber, er grüßte ehrerbietig. Dem Könige fiel der schlanke Wuchs, noch mehr der Gruß, der Anstand verrieth, auf. Er rief ihn und da er diesen Ruf nicht hörte, so befahl er dem Schildwache stehenden Gardisten, dem Fremden zu sagen, daß er ihn sprechen wolle. Dies geschah. Ein Kammerhusar kam ihm entgegen, und nachdem er sein Felleisen abgelegt, führte ihn dieser in das Zimmer des Königs. Friedrich faßte ihn scharf und forschend in's Auge. Der junge Mensch verlor die Fassung nicht, aber er zeigte Ehrfurcht und Bescheidenheit.

„Was bist Du für ein Landsmann?"

Ein Hessen-Darmstädter.

„Welch' Handwerk treibst Du?"

Ich bin Kunstdrechsler.

„Kommst Du jetzt von Hause?"

Ja und durch Sachsen.

„Und wohin willst Du?"

Nach Berlin und sehen, ob ich da Arbeit bekomme. Giebt's dort keine, so geh' ich nach Königsberg; ich hätte wohl Lust, ein Bernsteinschleifer zu werden und mich im Preußischen zu setzen.

„Dir gefällt es also in meinem Lande?"

Erst seit gestern bin ich darin, aber ich finde, daß alles wahr ist, was man draußen im Reiche vom Preußischen sagt.

„Was sagt man denn dort?"

Daß es nur ein Preußen gibt, und daß es in keinem andern Lande so rechtlich und ordentlich zugeht.

„Du scheinst ein ehrlicher Junge zu sein, hast Du Lust bei mir Domestik zu werden?"

Der Befragte wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei; er schwieg verlegen.

„So antworte doch, Ja oder Nein!"

Es ist doch wohl nicht Ew. Majestät Ernst?

„Allerdings, also Ja oder Nein!"

Der Drechslergeselle erklärte: er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn er in des Königs Dienste treten könnte.

Das Abkommen war getroffen. Er trat in die Stelle des fortgeschafften Lakai und diesmal hatte sich der König nicht geirrt. Der neue Lakai fand sich bald in seinen Obliegenheiten, benahm sich mit Gewandtheit und zeigte dabei eine aufrichtige Anhänglichkeit, die aus dem Herzen kam. Er gewann daher dessen Gunst immer mehr.

Einst fragte ihn der König, ob er noch Brüder habe? er erwiderte, er habe noch einen, der ein Jahr jünger sei. Nachdem Friedrich sich bei dem Befragten näher über ihn erkundigt, befahl er ihm, solchen nach Potsdam kommen zu lassen. Dies geschah, und auch der Neuangekommene wurde Kammerlakai. Auch dieser entsprach den Erwartungen, Beide konnten sich daher der Gnade des Königs erfreuen.

Auf einem Spaziergange im Garten zu Sanssouci, wo Beide ihn begleiteten, stand er still, wandte sich um und sprach:

„Ich hab' Euch noch nicht einmal gefragt, ob Ihr Eltern habt?"

Noch einen Vater.

„Wie geht's ihm?"

Er ist schon bejahrt und lebt von einem kleinen Handel und einem kleinen Stück Acker.

„Schreibt Ihr ihm auch zuweilen?"

Ja, Ew. Majestät. Wir schicken ihm auch fast monatlich etwas von unserm ersparten Traktement.

„Das ist gut und löblich! Was schreibt Euch denn Euer Vater? Ist er gesund?"

Einer hatte den letzten Brief des Vaters bei sich. Er zog ihn aus der Tasche, und sprach treuherzig:

Ew. Majestät können selbst sehen, was er uns zuletzt geschrieben hat.

Friedrich nahm den Brief, las ihn; der biedere Ton darin, die Ermahnungen des Vaters, das unverhoffte Glück, das ihnen zu Theil geworden, dankbar zu erkennen, und sich durch Treue, Rechtschaffenheit und gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten dessen werth zu machen, gefielen ihm. Er steckte ihn, scheinbar zerstreut, in die Tasche und setzte den Spaziergang fort. Nach Verlauf eines Monats sprach er eines Tages zu Beiden:

„Ihr werdet heut' Besuch bekommen."

Wir?

„Ja, Ihr!"

Er befahl ihnen nun, um die Mittagszeit in einen Gasthof, den er ihnen namhaft machte, zu gehen und den dort angekommenen Fremden auf's Schloß zu bringen.

„Er ist ein Landsmann von Euch, und ich habe mit ihm zu sprechen," setzte er hinzu.

Wie freudig waren sie überrascht, als sie ihren Vater dort fanden; auf des Königs Kosten hatte er nach Potsdam kommen müssen. Sie brachten ihn nach dem Schlosse und der König ließ ihn vor sich kommen. Er sprach mit ihm sehr herablassend, lobte seine Söhne und machte es diesen zu einer heiligen Pflicht, ihrem Vater den Aufenthalt in Potsdam so angenehm, als möglich zu machen.

„Einer von Euch Beiden bleibt beständig bei ihm," setzte er hinzu.

Mehrere Wochen blieb der Greis in Potsdam, dann kehrte er, reich beschenkt, wieder in seine Heimath zurück.

Ein Unfall in der Wüste.

Ein Kaufmann aus Kordofan, das einer Oase gleich sich in die Wüste zwischen Hoch-Nubien und Darfur hinausstreckte, wollte

mit einem Theile seiner Sklaven nach Aegypten reisen, um hier einen vortheilhaften Tausch seiner Menschen-Waare mit anderen Handelsartikeln abzuschließen. Sein Weg führte ihn durch die unermeßliche Sandfläche Krusko; mit gutem Vorbedacht hatte er sich mit den nöthigen Vorräthen versehen, und namentlich eine gute Menge Datteln, Zwieback, Linsen, Zwiebeln und gefüllte Wasser-Schläuche mitgenommen. Wohlgerüstet zog er mit seiner Karavane ab, doch es waren kaum acht Tage verflossen, als er ganz allein, ohne Kameele, ohne Sklaven, ohne Habseligkeiten in Obeidha, der Hauptstadt von Kordofan, wieder ankam — nicht frisch und munter wie er ausgezogen, sondern einem Todtenskelett gleich, ganz erschöpft, mit verstörtem, wilden Blick und einem Wahnsinnigen ähnlich unzusammenhängende, irre Worte sprechend. Erst nach einigen Tagen der Ruhe und Pflege kam er wieder zum vollen Gebrauch des Verstandes, und war nun im Stande, seinen Freunden folgenden Bericht über die so unglücklich abgelaufene Reise zu ertheilen.

Es gibt keinen Gott außer Gott! und der Mensch muß sich dem allerhöchsten Willen unterwerfen; mein Unglück stand im Buche des Schicksals geschrieben, wie hätte ich ihm entgehen sollen! Ihr alle wißt es, meine Freunde, denn ihr habt mich abreisen sehen, wie ich Obeidha verließ, gesunde und kräftige Sklaven umringten mich, viele stattliche Kameele waren reich mit Vorräthen beladen, die Wasserschläuche waren wohl gefüllt und gut verschlossen, und ich konnte mit frohem Muthe eine Reise antreten, die ich schon dreimal glücklich bestanden habe. Die Hitze war freilich groß, aber wir waren Alle an Mühsal und Anstrengung gewöhnt, wir kannten die Sonne der Wüste und trotzten ihren Strahlen. Aber wir ritten langsam und schweigend, um die Kräfte zu schonen und den Durst nicht zu reizen. Am zweiten Tage ging unser Weg fünf Stunden lang über steinige Hügel und durch enge Felsenpässe nach dem el Mora. Obwohl ein großer und tiefer Brunnen, war doch nur ein geringer Vorrath von Wasser darin, und als meine Sklaven und Kameele getrunken hatten, blieb nur noch ein schlammiger Satz zurück. Den Abend gelangten wir glücklich in das fruchtbare Wadi, das Allah seinen Gläubigen grün erhält, damit sie hier Ruhe und Stärkung finden. Am dritten Tage hatten wir zu der Rechten die grauen, bleichen Granitfelsen des rauhen Nubier-Landes, die Wohnungen der Adler und Geier, die hungrig nach Beute zu uns herüberspähten, ob kein Thier gefallen oder geschlachtet sei. Aber Allah hatte uns Gnade verliehen, und wir zogen rüstig vor-

wärts. Am vierten Tage entschwanden die kahlen Bergrücken unseren Blicken, und am fünften Tage umgab uns die unabsehbare Fläche des Sandmeeres. Die Hitze ward immer drückender, doch mir war von früher her der Weg noch wohlbekannt, und ich konnte mich und meine Sklaven mit der Aussicht trösten, daß wir noch vor dem Untergang der Sonne ein Wasserbecken finden würden, das die Natur selber gebildet hat, um den durstigen Pilgrim zu laben, und die Wasser, die Allah sendet, zu sammeln. Von unsern Schläuchen war schon einer nach dem andern geleert, und ich mußte sparsam die Erlaubniß geben, einen neuen zu öffnen. Meine Kameele schienen noch den Ort der Erquickung zu kennen und verdoppelten von selbst ihre Schritte. Aber Thiere und Menschen wurden von einem bösen Dämon betrogen. Wir fanden den Behälter — leer und trocken. Aus der Menge von Kameelmist, der um ihn herum lag, konnten wir schließen, daß unlängst ein Beduinenlager hier aufgeschlagen und abgebrochen war. Wir machten auch die Stätte zu unserm Nachtlager, mußten aber die Zahl unserer Wasserschläuche zur Hälfte schwinden sehen. Mit dem frühesten Morgen, wenn kaum erst ein rother Lichtstrahl im Osten verkündete, daß das Tagesgestirn im Anzuge sei, brachen wir auf und zogen ohne Unterbrechung bis gegen Mittag weiter. Dann aber war die Kraft erschöpft; wir suchten Schatten hinter dem lechzenden Dromedar und unter der ausgespannten Decke des Zeltes; aber selbst der Boden unter uns glühte, und die Erde hauchte uns an mit ihrem heißen Athem. Erst wenn die Sonne im Westen zum Sande des Himmelszeltes hinabsank und minder verderbliche Strahlen auf die Sterblichen warf, setzten wir unsern Weg fort, so lange, bis die schwarze Finsterniß uns Stillstand gebot.

Es war der sechste Tag seit unserer Abreise; die vergangene Nacht war dumpf gewesen, und der Schlaf hatte Niemand erquickt. Beklommen stieg Jeder auf das Schiff der Wüste, das jetzt mit Widerstreben und großer Trägheit den Lauf begann. Unser Eifer und frischer Muth, der bis zu diesem Tage immer sich gleich geblieben war, fing nun an, schwach zu werden; wir athmeten schwer und langsam, um mehr Luft zu bekommen. Wie in der Mittagshitze nach Wasser, so lechzten wir jetzt nach Luft. Eine röthliche Wolke, die den Horizont wie ein Feuermeer umgab, schien den frischen Morgenwind aufzufangen und von uns abzuschneiden. Eine unheimliche Stille und Ruhe herrschte in der Luft, die war gestorben. Wir durchzogen einen glühenden Ofen, der sich ohne Ausgang vor uns ausdehnte und sich mit jedem Schritte noch mehr erhitzte.

Die Sonne schien uns näher gekommen zu sein und schoß unbarmherzig ihre tödtlichen Pfeile auf unsre Köpfe. Der Sand leuchtete, und man hätte glauben können, daß er anfangen würde, zu brennen. Ich beugte mich unter der Last des Dunstkreises, und obwohl noch kaum im Stande, zu athmen und mit den entzündeten Augen zu sehen, obwohl die Haut trocken wurde und aufbarst, wie ein dürrer Acker, so befahl ich doch Allah mein Heil und zog weiter, in der Hoffnung, einige Terebinthen zu erreichen, an denen der Todesengel vorübergegangen wäre, der, wie ich nun wohl merkte, gegen uns im Anzuge war. Als im Uebermaß der Ermattung die Kameele fast zusammensanken, und ich kaum noch im Stande war, mich auf dem meinigen aufrecht zu erhalten, kam die rothe Wolke, die bis dahin unbeweglich uns gegenüber gestanden hatte, schnell auf uns zu, der Sand ward in seinem tiefsten Grunde aufgewühlt, die Sonne erbleichte, doch ohne ihre Hitze zu mindern, und der Wind blies mit Ungestüm. Es war nun, als würden wir Alle von einem Flammenmeer verschlungen. Mein Gaumen war ausgetrocknet, meine Haare auf dem Kopfe sträubten sich in die Höhe, und meine Augen wollten aus ihren Höhlen treten. Der Samum, dieser Bote des Todes, dieser grimmige Feind des Pilgrims in der Wüste, ging an uns nicht vorüber, nein, er drang auf uns ein und wollte uns erwürgen. Wir litten die Qualen der Verdammten in der Hölle und schrieen zu Allah um Rettung!

Kein Sterblicher darf dem Todesengel in's Gesicht schauen. Ich hatte mich in meinen Burnus gehüllt und auf die Erde geworfen; die Sklaven waren meinem Beispiele gefolgt, und auch die Kameele von selber auf ihre Kniee gesunken, mit den Köpfen an einander gedrückt. Der Wind brauste heftig über unseren Häuptern dahin, und wir lagen wohl eine Stunde zwischen Leben und Tod, gefoltert vom brennendsten Durste, in dieser peinlichen Stellung auf dem glühenden Sande. Keiner wagte, sich zu regen oder um sich zu schauen, denn der Gifthauch wäre in seine Brust gedrungen, und hätte den erstickt, der es versucht haben würde, das Gesicht von der Erde zu erheben. Endlich schien es mir, als sei das Toben des Windes vorüber, ich zog den Kopf aus den Mantel hervor und blickte schüchtern um mich. Die Wüste erschien nun erst als ein vollständiges Bild der Verwüstung, die ohnehin schon todte Natur sah nun wie der Tod selber aus. Die große Sandfläche mit ihren starren Wellen glich dem vom Sturmwind aufgewühlten Meere, das aber plötzlich aus dem flüssigen in das feste Element verwandelt wurde. Der Himmel war trübe und

blaßgelb; doch brach hier und da schon wieder das reine Blau hindurch. Ich lief zu meinen Sklaven heran, um ihnen anzukündigen, daß die Gefahr vorüber sei. Einer von den Schwächsten war so angegriffen, daß er kaum zu reden vermochte, und noch den Abend desselben Tages gab er seinen Geist auf. Dieser Arme war jedenfalls der Glücklichste von uns Allen.

Die Kameele waren wieder auf den Beinen und grunzten vor Freude; wir hatten den Staub abgeschüttelt, mit dem wir bedeckt waren, und athmeten freier; auch die Luft, die ihre volle Heiterkeit und Reinheit wiedergewonnen hatte, schien uns, der großen Hitze ungeachtet, frischer als vor dem Orkane. Vor Allem waren wir begierig, unsern brennenden Durst zu löschen, und ich hatte mein ganzes Ansehen aufzubieten, um die Sklaven von den Schläuchen zurückzuhalten, auf die sie sich ohne Auswahl losstürzten. Ich wollte die vollsten und größten unberührt lassen und erst die bereits angebrochenen geleert wissen, aber als ich letztere untersuchte, o Schrecken! sie waren leer! Ich eile zu dem vollsten und besten — auch dieser, gleich allen übrigen, ganz ausgetrocknet!

So stand ich denn, mitten in der Wüste, kaum dem tödtlichen Giftwinde entronnen, einem andern Tode vor Augen. Da kam eine finstere Verzweiflung in meine Seele, und es war mir, als verwirrten sich meine Sinne, als verlöre ich den Verstand. Die vor Durst verschmachteten Sklaven sahen mich mit wirren Blicken an und schrieen Barmherzigkeit! Im Angesicht dieses furchtbaren Unglücks, gegen welches keine menschliche Kraft anzukämpfen vermochte, verließ mich jede Besonnenheit, jeder Muth, jede Geduld.

Ich zerriß meinen Turban, raufte meinen Bart und begann zu brüllen, wie ein wüthender Löwe. Mit wahnsinnigem Geschrei stimmte ich in den Ruf meiner Sklaven nach Wasser, ein; ich hatte Durst, und wohin ich blickte, war Dürre, heißer Sand. Mein Athem war ein verzehrendes Feuer, das in meinen Mund sich ausbreitete. Die Sklaven, die noch nicht den ganzen Umfang unsres Unglücks erkannten, betrachteten mich mit stummem, schreckenvollem Erstaunen; sie dachten vielleicht, ich wollte das Wasser für mich behalten, doch murrten sie nicht, denn sie sahen meine eigene Verzweiflung. Ein schwacher Hoffnungsstrahl fiel noch in meine Seele: ich gedachte eines kleinen Schlauches, den ich unter einer wollenen Decke auf einem Dromedare verwahrt hatte. Sogleich warf ich mich auf das Thier, hob Sattel und Decke herab und fand den kleinen Behälter noch voll. Gott ist groß und barmherzig! Ich führte das Wasser an meine brennenden Lippen und

bedurfte meiner ganzen Stärke und Ueberlegung, um nicht den ganzen Schlauch in einem Zuge zu leeren. Schnell und sorgfältig schloß ich das übrig gebliebene Wasser wieder ein; ich hatte keine Zeit zu verlieren, schwang mich auf mein bestes Dromedar, und ohne vorwärts noch rückwärts zu blicken, nahm ich denselben Weg, den ich gekommen war, wieder zurück. Die Sklaven befahl ich Allah; was sollte ich mit ihnen machen? Nach drei Tagen eines angestrengten Rittes kam ich in die Gegend des bitteren Brunnens, aber ich suchte ihn nicht auf, denn ich wußte, daß sein Wasser vom Samum verzehrt war. Aber auch mein Wasservorrath war nun erschöpft, und am vierten Tage vermochte mein treues Thier selber keinen Schritt mehr zu gehen. Ich schlachtete es und sog sein Blut begierig ein, da das wenige Wasser in seinem Magen nicht hinreichte, meinen Durst zu löschen. Dann befahl ich Allah meine Seele und bereitete mich auf den Tod, dem ich nicht mehr entgehen konnte. Ich wankte eine Stunde in dem tiefen Sande vorwärts, dann war ich erschöpft und sank nieder. So versuchte ich mich fortzuschleppen, aber was war dieser kurze Weg gegen die unermeßliche Länge der Wüste! Ich hatte mich gegen Abend, in meinen Burnus gehüllt, niedergelegt, und darauf Verzicht gethan, wieder zu erwachen; da vernahm ich ein Geräusch, wie das Herannahen einer Karawane. Es waren Kaufleute aus Berber, die in der Nähe der Stelle, wo ich lag, ihr Lager aufschlugen. Allah ist groß! so rief ich, und eilte zu den Rettern meines Lebens. Sie erquickten mich mit Speise und Trank, aber sie konnten mir nicht einen Tropfen Wasser auf meinen Weg mitgeben, geschweige einen Wasserschlauch. Doch bekam ich ein Kameel, das mich in zwei Tagen hierher trug, zu Euch, meine Freunde. Da ich meinen Durst nicht löschen konnte, vermochte ich am letzten Tage auch nichts mehr zu essen; matt und zum Tode erschöpft saß ich zuletzt auf meinem Thiere, in Gefahr, jeden Augenblick herunter zu sinken. Meine Kraft ist nun gebrochen, und jene Reise war die letzte meines Lebens.

Der Runenstein.

Mitternacht lag auf den Höhen,
Süßer Schlaf umfing die Welt;
Aber schnell wie Windeswehen
Lief ein Mägdlein über Feld.

Bleiche, nächtliche Gestalten
Gaukeln rechts und gaukeln links;
Doch sie können sich nicht halten,
Weiter rastlos weiter ging's.

Und jetzt steht sie auf dem Berge,
Lehnt sich an den Runenstein:
„Machet auf, ihr frommen Zwerge,
Machet auf und laßt mich ein!
Todt sind alle meine Lieben,
Einsam steht der Eltern Haus,
Und die rauhen Menschen trieben
In die Wüste mich hinaus.

Her zu euch komm' ich gegangen,
Thut mir auf das goldne Thor!
O welch' seliges Umfangen
In der Elfen flücht'gem Chor!
Schau, wie flimmern da die Hallen,
Thron und Tisch aus Diamant,
Zwischen spiegelnden Krystallen
Wandelt ihr dort Hand in Hand.

Meint ihr denn, ich darf nicht wissen,
Wie so schön sich's drunten spielt?
Ach! das Band ist ja zerrissen,
Das mich noch hier oben hielt:
Keine Sehnsucht soll mich stören
Nach der Sonne leichtem Schein,
Euch nur will ich angehören,
Elfe mit der Elfe sein.

Oder was das Lied gesungen,
Freundlich tröstendes Gedicht,
Ist's verloren, ist's verklungen,
Wie ein goldnes Traumgesicht?
Haltet nun, was ihr versprochen,
An dem Eingang steh' ich hier,
Hört mein Rufen, hört mein Pochen,
Holde Geister, öffnet mir!"

Und in ungemeßnem Harme
Stand sie weinend und allein,
Schlang behend die kleinen Arme
Um den grauen Runenstein:
Horch! da klangen leise Worte,
Wie wenn Herz zum Herzen spricht:
Komm herein! Nacht ist die Pforte,
Aber drinnen wohnt das Licht!" —

Und sie kam! — die Stunden schwanden,
Prächtig schien das Morgenroth,
Und die ersten Strahlen fanden
Die verlaßne Kleine todt.
Ob es nun sich aufgeschlossen,
Ihrer Hoffnung Zauberland?
Glaube mir, sie hat genossen,
Was kein irdisch Herz empfand.

R. Prutz.

Der belohnte Todtschlag.

Wenn ein sonst friedlicher Mann von einem Raubmörder angefallen wird, und er erledigt sich desselben, indem er ihn todtschägt, dann hat er es, der gesetzlichen Ordnung gemäß, noch immer mit den Gerichten zu thun, welche den Beweis verlangen werden, daß der Erschlagene wirklich ein Raubmörder, und daß durch seinen Anfall das Leben des Todtschlägers in Gefahr gewesen sei. Dennoch ist es vor wenigen Jahren geschehen, daß ein Mann für einen verübten Todtschlag von seiner Obrigkeit nicht nur nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern selbst noch belohnt wurde, obgleich kein Mensch im ganzen Lande dem Erschlagenen mit Sicherheit etwas Böses nachsagen konnte. Nun ja, so wird man sprechen, der Erschlagene wird sich eben selber durch unbesonnene, freche Reden, oder durch die Papiere und gestohlenen Güter, die man bei ihm fand, als ein Mordbrenner, als Kirchenräuber oder als Aufwiegler des Volks kund gegeben haben? —

Ausgesagt hat der Erschlagene nichts, und ich glaube, er hätte sein Schweigen selbst unter den Martern einer Folter nicht gebrochen; Papiere fand man keine, und überhaupt außer einer

Hand voll überreifer Hagebutten nichts Besonderes bei ihm; für einen Mordbrenner hätten ihn wohl selbst seine ärgsten Feinde nicht ausgegeben; Kirchenräuber war er eben so wenig, ja man darf mit gutem Grund vermuthen, daß er niemals in seinem Leben eine Kirche betreten hatte; einen Volksaufwiegler konnte man ihn auch nicht nennen. Aber, so wird man weiter fragen, in welchem barbarischen Lande der Türken oder Heiden ist dieses geschehen? In einem ganz guten, christlichen Lande, unter den Augen einer sonst mit Recht als mild gepriesenen Regierung, und der geneigte Leser soll sogleich erfahren, wo und wie sich die Sache zugetragen hat.

In ein Landgericht des Ober-Etschkreises in Tirol, trat an einem neblichten Winterabend, als schon Licht angezündet war, ein Mann hinein, mit verstörten Mienen, in der Hand eine Holzaxt haltend, welche, wie die Hände und das zerfetzte Gewand des Mannes, stark mit Blut befleckt war, von dem man nicht wissen konnte, ob es aus seinem eigenen, an vielen Stellen verwundeten Körper, oder aus einem fremden geflossen sei. Doch, er selber ließ hierüber keinen Zweifel, indem er mit lauter Stimme ausrief: „Ich, Herr Landrichter, und mein Ortsvorstand kann es bezeugen, daß es kein anderer gethan hat, als ich."

„Wie!" rief der Landrichter aus, indem er vom Stuhle aufsprang, „du hast Einen erschlagen?" — Auch der Schreiber war aufgestanden und trat dem Manne näher, der Gerichtsdiener stellte sich, um ihm die Flucht abzuschneiden, vorsichtig zwischen diesen und die Thüre. Man betrachtete jetzt den Todtschläger genauer und erkannte in ihm einen armen Weber und Tagwerker aus Burgeis, zwischen Mals und Nauders. Wahrhaftig, wenn dieser sich nicht selbst als Mörder angegeben hätte, kein Mensch wäre auf den Gedanken gerathen, ihn für einen zu halten, denn seinen schwachen Gliedern und eingefallenen Wangen sah man nur sehr die meist sitzende Lebensart und die nahrlosen Zeiten an, und von seiner Kampflust hatte man auch niemals etwas gehört. Vielmehr wußte Jeder, der den Weber kannte, daß sich dieser, wenn in seiner Gegenwart etwa an einem öffentlichen Ort ein Streit ausbrach, sogleich auf und davon machte, weil, wie er zu sagen pflegte, ihm, wenn er streiten hörte, gar leicht die Galle überlaufe und seine Suppe ihm dann bitter schmecke.

„Wann und wo," fragte der Landrichter, „hast du den Todtschlag verübt?" „Heute Nachmittag, auf dem Berge, hinter dem Kloster," antwortete halblaut der Weber, den die strenge Miene

und die mit starker Stimme ausgesprochene Frage des Landrichters in Schrecken setzten.

„Und nicht wahr, Herr Landrichter," fuhr er in bittendem Tone fort, „das Todtschlagen gilt vor Gericht eben so viel, als das Todtschießen?" Der Landrichter, ohne sich durch die letzteren Worte des Webers irre machen zu lassen, fragte, indem der Schreiber das ganze Verhör zu Protokoll nahm, weiter: „Wo hast du den Körper des Erschlagenen liegen lassen?" „Unten auf meinem Holzschlitten," antwortete ganz unbefangen der Mörder, „denn er ist so schwer, daß ihn kaum zwei Mann zur Treppe heraufragen können."

Während der Mörder dies aussagte, trat der zweite Gerichtsdiener herein, und fragte: „Herr Landrichter, sollen wir den Bären nicht von der Hausthüre hinweg in den Hof schieben? Es läuft gar so viel Blut von ihm heraus und beschmutzt uns das Pflaster vor der Thüre. „Jetzt ging dem Landrichter, so wie seinem Schreiber erst das rechte Licht auf über den Todtschlag des Webers, den ein heftiger Schreck auf einmal zum Helden gemacht hatte, und aus dessen Munde, so wie aus dem Zeugniß des Ortsvorstandes und etlicher anderer Leute man nun den Hergang auf folgende Weise erfuhr:

Der Weber war hinauf gestiegen auf den Berg, um für das winterliche Bedürfniß seines kleinen Haushaltes einiges Gestrüpp von Zwergfichten zu fällen, da brach, als er mitten in der Arbeit war, ein großer Bär aus dem Gebüsch hervor.

Das Thier schien eben so erschrocken über das plötzliche Begegnen mit einem Menschen, als der Weber es war, dieser aber stand einige Augenblicke, vor Furcht erstarrt, dem aufrecht auf seinen Hinterfüßen stehenden Bären gegenüber. Doch gerade die Furcht war es auch, die seinem Arm jetzt ungewöhnliche Kräfte gab; er führte mit der Holzaxt einen so glücklichen Streich nach dem aufgesperrten Rachen des Thieres, daß er diesem den Unterkiefer zerschmetterte.

Nun bekam der unerschrockene Mann die Besinnung wieder und zugleich einen ungewöhnlichen Muth. Nach seiner Erzählung erkannte er erst jetzt, daß der Feind, der da vor ihm stand, ein Bär sei, und dachte sogleich an die Prämie, welche auf Erlegung eines Bären gesetzt ist. Beißen, das sah er wohl, konnte ihn das Thier mit seiner zerschmetterten Kinnlade jetzt nicht mehr, desto gefährlicher aber hätte ihm der Druck seiner Tatzen werden können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, dem Bären noch einige Wun-

den an der Brust und Schulter beizubringen. Aber noch war der Feind nicht besiegt.

Der Bär warf sich zu Boden auf den Rücken und fing mit vorgehaltenen Tatzen die meisten Streiche der Holzaxt auf oder minderte doch ihre Wirkung. Dennoch traf mancher Schlag so gut, daß das geängstigte Thier sich zur Flucht bequemte; es wälzte sich plötzlich auf dem Schnee des jähen Bergabhanges hinab in den unten vorbeifließenden Wildbach. Der Weber eilte ihm nach und sprang muthig hinein in das kalte Wasser, welches ihm fast bis an den halben Leib ging. Während er hier den Kampf mit dem schwer verwundeten Bären fortführte, kam der Ortsvorsteher auf dem Fußsteige her, der am Wasser hinführt. „Was machst du da!" rief er dem Weber zu, „wie willst du es im Stande sein, einen solchen Bären zu erlegen; laß ab, ich laufe hinein in den Ort und rufe etliche Scharfschützen.

Dem Weber wurde es jetzt bang um seine Prämie, welche in Gefahr stand, eine Beute der Scharfschützen zu werden; er strengte seine letzten Kräfte an, und es gelang ihm, dem schwimmenden Thiere einen Schlag auf die Stirn zu versetzen, der dasselbe ganz betäubte. Er zog es jetzt aus dem Wasser heraus, wälzte es mit Mühe auf seinen Schlitten, band es da fest und fuhr mit der schweren Last, so schnell als möglich, auf der Straße nach dem Landgericht hinab. Unterwegs begegneten ihm die Scharfschützen sammt dem Ortsvorstand. „Sei kein Narr," sagte einer der ersteren, „und bilde dir eine Prämie ein. Es heißt ausdrücklich, Schußgeld wird für einen Bären bezahlt, du aber hast den deinigen nicht erschossen, sondern todtgeschlagen. — Der Bär schien sich jetzt wieder ein wenig zu regen, einer der Scharfschützen schoß ihn, ohne sich an die Protestation des Webers zu kehren, durch den Kopf.

Der Weber aber, als die Männer ihn verlassen hatten, setzte seinen Weg nach dem Landgericht so eilig als möglich fort, nicht ohne bange Besorgniß, ob man ihm seinen Todtschlag wohl eben so hoch anrechnen würde, als einen Todtschuß. Ihm geschah nach seinem Wunsche, es wurde ihm, als dem eigentlichen Erleger des Bären, die ganze Prämie ausgezahlt, und zwar, weil das Thier ein Matz (Männchen) war, 35 Kaisergulden, was für den armen Weber, der im Kampfe manche Wunde von den Klauen seines Gegners empfangen hatte, ein wohlverdienter Schatz war. In dem Magen des erlegten Thieres fand man nur einige Hage-

hutten der Gebirgsrose, ein Futter, daß dem armen Matz freilich nicht viel Kraft zum Kampfe hatte geben können.

G. H. von Schubert.

Der schlimme Fund.

Zwei Freunde gingen über Feld;
Ein Pudel war dabei,
Sein Herr beschwor, daß in der Welt
Kein Thier so pfiffig sei.

D'rauf warf er in ein Waldgesträuch
Ein blankes Thalerstück,
Und ging sammt Freund und Hund, sogleich
Zur nahen Stadt zurück.

Dort rief er plötzlich: Auf, geschwind!
Such, such, was ich verlor!
Der Pudel stürmte, wie der Wind,
Die Stadt entlang vor's Thor.

Die Ohren flogen flügelhaft,
Und bald war er im Hain;
Doch traf hier auf der Wanderschaft
Ein Schneider früher ein.

Er hatte, hingestreckt auf's Moos,
Des Silbers Glanz entdeckt,
Und preisend sein glückselig Loos,
Den Fund schnell eingesteckt.

Nun kam der Bote keuchend an,
Und ihm verrieth alsbald
Sein wunderfeines Riechorgan
Des Thalers Aufenthalt.

Ein dummer Köther hätte wild
Den Finder angebellt,
Er dachte aber schlau: jetzt gilt
Verstellung in der Welt.

Er höfelt' ihm mit manchem Sprung,
Als wären sie bekannt,
Und küßte wie zur Huldigung,
Scheinzärtlich ihm die Hand.

O, bin ich nicht ein Glücksgenoß!
Welch schöner, neuer Fund!
So rief der Bursch, und streichelnd schloß
Er froh den Freundschaftsbund.

Sie gingen, als die Sonne wich,
Selbander nach der Stadt,
Und aßen in der Herberg' sich
Von einem Teller satt.

Dann legte sich der Wandersmann
Mit Sicherheit auf's Ohr,
Denn rüstig stand sein Jonathan
Der Kleiderwache vor.

Doch ruhte des Vertrauens Bau
Hier, leider! nur auf Sand.
Der Wächter stahl bei'm Morgengrau
Des Schläfers Beingewand.

Er bracht' im Fluge seinem Herrn
Den diebischen Gewinn.
Schlecht war die Hülse, gut der Kern:
Der Thaler steckte drin. —

Vom Lager fuhr mit Schreck und Wuth
Das Schneiderlein jetzt auf,
Und ließ um das geraubte Gut
Den Thränen ihren Lauf.

„Ha! rief er, dieser Streich ist neu!
Ich Gimpel muß gestehn,
Ich sah bisher die Gleißnerei
Nur auf zwei Füßen gehn.

Doch dieser schwarze Unglückstag
Prägt mir die Wahrheit ein:
Der Schmeichler ist ein Schalk, er mag
Zwei- oder Vierfuß sein."

Die Hausratte.

Die Hausratte, die am Oberleibe schwarzgrau, unten dunkelaschgrau aussieht und ein glänzendes, dicht anliegendes Haar von gleicher Länge hat, ist 7 Zoll lang und der Schwanz noch um einige Linien länger. Sie unterscheidet sich von der Hausmaus durch ihre Größe und durch den stumpfen Nagel, womit der Daumenansatz an den Vorderfüßen besetzt ist. Der Kopf ist lang und eiförmig, die Nase etwas erhaben, die Schnauze spitzig, die Zunge lang und platt. Am Munde stehen lange rückwärtsgekehrte Barthaare, die den Kopf an Länge übertreffen. Die großen schwarzen Augen, die sich den Ohren mehr nähern als der Nasenspitze, liegen hervor, und jedes ist mit einer kurzen und einer langen Borste besetzt. Die eirunden, vorstehenden, fast kahlen Ohren haben die halbe Kopflänge, und von dem fast kopfdicken Halse wird der Leib bis zum Schwanze immer breiter. Dieser, der dem sonst nicht übel gestalteten Thiere das unangenehm ekle Ansehen gibt, hat viele durch kleine Schuppen gebildete Ringe, zwischen denen kurze steife Haare hervor treten. Die Pfoten sind weiß und nackt. Es gibt auch ganz weiße, kohlschwarze, aschgrau und weiß gefleckte Ratten. Sie sind durchaus wild, unverschämt, tobend, dreist, frech, zornig, beißig, ja muthig springen sie den Menschen, in die Enge getrieben, nach Händen und Gesicht, ihn gefährlich verwundend, wohnen in den ekelhaftesten Löchern, in Kloaken und Abtritten, rasen vom Keller bis zum Dachboden, dringen auf Schiffe wie in die tiefsten Schachte, und jagen Tag und Nacht in allem Unflath umher. Sie fressen Alles, das Ekelhafteste wie das Beste, richten oft beträchtlichen Schaden an jungen Hühnern, Gänsen, Tauben und anderm Geflügel an, können einen halben Kornboden in kurzer Zeit leeren und fressen oft einander selber auf. Dagegen sollen, nun auch etwas Rühmliches von ihnen zu erzählen, wie man bemerkt haben will, die jüngeren die alten versorgen, warten und pflegen. Eines Morgens, erzählt Joseph Purdew, ein wahrheitsliebender, scharfsichtiger Beobachter, beschäftigte ich mich im Bette mit Lesen und hörte auf einmal ein Geräusch, dergleichen die Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchnagen wollen, zu machen pflegen. Es ließ einige Minuten nach, fing aber bald darauf von Neuem an. Ich befand mich nur zwei Fuß weit von dem hölzernen Verschlage und gab auf Alles genau Acht. Nach Kurzem kam eine Ratte aus einem Loche hervor und sah sich in aller Stille im Zimmer um. Sie verschwand darauf, brachte aber

nach etlichen Minuten eine größere und älter scheinende Ratte heraus, die sie bei dem Ohre führte. Sie ließ sie am Loche zurück, lief dann mit einer andern, noch jüngern, die nachgekommen war, auf dem Fußboden umher, sammelte die von der letzten Mahlzeit herabgefallenen Brocken auf und brachte sie der am Loche zurückgelassenen. Diesen Auftritt, der mich in Erstaunen setzte, immer aufmerksamer beobachtend, ward ich gewahr, daß die Ratte, der die beiden andern die Speise zutrugen, blind war und das ihr Zugebrachte blos durch's Fühlen fand. Während dessen trat Jemand in's Zimmer. Die beiden jungen fingen sogleich zu schreien an, um die ältere vor der nahen Gefahr zu warnen; allein sie wollten sich, so sehr sie auch in Angst waren, doch nicht eher retten, als bis diese in Sicherheit wäre.

Sie zogen sich an ihrer Seite zurück und schienen ihr gleichsam zur Bedeckung zu dienen. Die Ratte, die nach der Meinung von Linné, Pallas und Luzian Bonaparte, ursprünglich in Amerika einheimisch ist und später durch Schiffe nach Europa gebracht wurden, hat sich gegenwärtig über den ganzen Erdball, selbst über alle Inseln der Südsee verbreitet. Auf Jamaika, wo sie mehr als den zwanzigsten Theil des Zuckerertrags verzehrt, ist sie trotz aller Mittel nicht auszurotten, ja selbst die mehrmals aus Europa mit Gehalt verschriebenen Rattenfänger haben keine Abhülfe gebracht. Auf den Antillen müssen die Neger jeden Abend eine Anzahl Rattenköpfe einliefern.

Auf den Südseeinseln nehmen sie den Seereisenden, dreist und unverschämt, die Speisen beim Essen vom Teller weg. Als Napoleon, den sie auf Helena nicht wenig plagten, einst seinen Hut aufsetzen wollte, schlüpfte eine große Ratte daraus hervor. Gefesselte Menschen in Gefängnissen, die sich nicht helfen können, werden oft fürchterlich von ihnen zugerichtet. In Deutschland hat sie die Wanderratte schon sehr verdrängt und in vielen Gegenden bereits ganz vertilgt.

Gleich der Hausmaus, klettert auch die Ratte vermittelst ihres langen Schwanzes vortrefflich, macht gleich jener weite Sprünge und schwimmt gut. Ihre Wohnung schlägt sie in den Mauern zwischen den Lehm- und Holzwänden der Häuser, Ställe und Scheunen, unter den Dielen der Fruchtböden, in alten Dachrinnen, in Abtritten, in verfallenen Gebäuden ꝛc., aber bei uns nur selten im Freien in hohlen Bäumen auf. Von einem Gebäude zum andern, Gänge anlegend, zieht sie oft in Straßen hin und her. Der Mannigfaltigkeit ihrer Nahrungsmittel ist bereits gedacht wor-

den. Im Winter leckt sie Schnee; aber im Sommer treibt brennender Durst die hitzigen Thiere oft heerdenweis nach dem Wasser, worin sie sich auch baden. Milch ist ihnen ein willkommener Trank. Gewöhnlich gehen sie ihrer Nahrung bei Nacht nach; an Stellen, wo sie keine Katze zu fürchten haben, wohl auch am hellen Tage, und bisweilen, dreist genug, in Gegenwart des Menschen.

Sie haben eine hellschreiende Stimme, die man bei ihren gesellschaftlichen Spielen und zur Paarungszeit häufig hört, und erreichen ein Alter von acht Jahren. Ihre Vermehrung ist außerordentlich stark. Das Weibchen, welches sich durch eine spitzigere Schnauze, einen kürzeren Schwanz, aber breitern Leib und zehn Saugwarzen vom Männchen unterscheidet, bekommt jährlich wenigstens dreimal vier bis acht nackte Junge, die zehn Tage blind bleiben und gar häßlich sind. Es trägt beinahe vier Wochen und hat für die Jungen, die es auf einem von Stroh, Heu und andern weichen Stoffen verfertigten Lager in einem verborgenen Winkel heckt, die zärtlichste Liebe, so daß es sie selbst gegen die Katze mit Lebensgefahr vertheidigt. Im Alter erblinden die Ratten häufig; auch werden sie von vielen Eingeweidewürmern geplagt. Ihre größten Feinde aber sind Katzen und Wiesel. Deßungeachtet nehmen sie oft so überhand, daß sie mit Gift und durch Fallen vertilgt werden müssen. In letztere gehen sie nur ungern. Indessen hat ein in Butter oder Gänsefett gebratenes Stück Häring, worauf etwas Hanf gestreut wird, ein Stückchen über's Licht gehaltener Speck, in Butter oder Speck gebratenes Brod sehr viel Anziehendes für sie. Statt des für Menschen und Vieh leicht gefährlichen Arseniks sind auch bei der Vertilgung der Ratten gepulverte Krähenaugen oder weiße Nießwurz unschädlicher anzuwenden. Man streut diese Mittel auf ein Stück Speck, worüber man dann Mehl, Honig, gehackte Nüsse oder Mohn thut, und nagelt es auf ein Brett oder auf den Boden fest. In Pottasche abgekochte Wallnußkerne sollen ihnen gleichfalls tödlich sein. Sind viele Ratten vorhanden, so muß in Fallen und Gift abgewechselt werden. Von ersteren hat man sowohl hölzerne, als eiserne. Als sehr zweckmäßig wird folgende gerühmt. Man flicht aus Draht eine Halbkugel so dicht, daß keine Maus heraus kann. Der Boden, der auch aus Draht sein kann, hat etwas über einen Fuß, und wo die Zahl der Ratten sehr groß ist, auch wohl zwei Fuß im Durchmesser. In diese hohle Halbkugel gehen mehrere Löcher, die so groß sind, daß die größte Ratte bequem hinein kann. Links und rechts ist eine aus Draht geflochtene, nach innen

gehende, etwa drei Zoll lange Wand, und oben ein leicht beweglicher Falldeckel, der vorn über den Eingang befestigt ist und nach innen zwischen den beiden genannten Seitenwänden schief niederfällt. In dieser Lage bleibt er, bis eine Ratte von außen kommt, den Deckel hebt und hineingeht; er fällt sogleich hinter ihr nieder, sie kann nicht zurück, aber es können immer neue hinein. Dann ersäuft man die Gefangenen, indem die Falle unter Wasser gesenkt wird, oder man läßt sie in einer geschlossenen Kammer heraus und von Hunden erlegen.

Man kann auch etliche der auf diese oder auf eine andere Art lebendig gefangenen Ratten in mit altem Fischthran verdünnten Wagentheer tauchen und dann laufen lassen. Vor Wuth und Ekel an diesem ihnen unausstehlichen Gestanke, jagen sie durch alle ihre Gänge und Kanäle und vertreiben oder erschrecken alle dort hausenden. Außer einigen Raubthieren dienen die Ratten nur wenigen Völkern, z. B. den Südseeländern, den Bewohnern von Jamaika und Martinique ꝛc. zur Nahrung; doch haben sie Seefahrer und in Festungen Belagerte schon oft vom Hungertode gerettet. Den Schaden, den sie an Getreidearten, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken ꝛc. durch Fressen, Wegschleppen und Zernagen anrichten, ist höchst beträchtlich und verweis't sie unter die durchaus schädlichen Thiere. Auch sind viele Beispiele da, daß sie Ringe, Geld und andere glänzende Dinge, wie die Maus, weggetragen haben. In Irland erwiesen sich die Ratten sehr nachtheilig, indem sie fast alle Frösche vertilgten, welche die Einwohner sorgfältig pflegten, um die Felder gegen Insekten zu schützen. Einer der Könige Neapels hielt sich auf der Insel Prozeda eine große Menge Fasanen und Rebhühner. Um sie sicher zu erhalten, wurde der Befehl gegeben, alle Katzen abzuschaffen. Dies geschah. Nach Kurzem nahmen die Ratten so überhand, daß die ganze Insel trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit in die größte Hungersnoth gerieth. Nichts blieb vor den gefräßigen Thieren verschont; die Kinder in den Wiegen, die Leichen auf der Schrage, die Getreidevorräthe, die Speisen, kurz alles, was sie antrafen, fielen sie an, es gierig auffressend, so daß ein neuer königlicher Befehl die vertriebenen Katzen zurückrufen mußte. In Nordhausen hatten sich die Ratten einst so vermehrt, daß ein eigener Bußtag deßhalb angestellt ward, und in Autun in Frankreich wurden sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vom Bischof förmlich in Bann gethan. Vor etwa fünfzig Jahren setzte der Postmeister zu Stargard im Mecklenburgischen, wenn er gegessen hatte, jedesmal eine große

Schüssel Suppe auf die Dielen und pfiff. Sogleich trat ein Bullenbeißer, eine schöne angorische Katze, ein alter Rabe und eine sehr große Ratte mit einer Schelle um den Hals in die Stube. Alle vier gingen zur Schüssel und fraßen, ohne einander zu stören, friedlich daraus. Hierauf legten sich der Hund, die Katze und die Ratte an den Ofen, während der Rabe in der Stube auf- und abspazierte. Dann erzählte der Postmeister den Fremden, die Ratte sei das nützlichste unter den vier Thieren, denn sie habe das Haus durch das Geklingel, welches sie mache, gänzlich von den Mäusen und Ratten gereinigt, die vorher in großer Menge darin gewesen. Daß sich die Ratten sowohl jung, als alt zähmen lassen und mancherlei Kunststückchen lernen, beweisen mehrere Beispiele. Bonnet in seiner Geschichte der Musik erzählt, daß er auf dem Markt St. Germain, Ratten nach dem Takte der Musik auf Seilen tanzen gesehen habe, die, wie Seiltänzer, kleine Balancirstangen in den Vorderpfoten gehalten hätten. Eine andere Truppe von acht Ratten habe ein Ballet nach der Violine getanzt und zwar so richtig, wie irgend ein Tanzmeister. Als Crebillon, ein berühmter französischer Schriftsteller, seines Romanes Tanzaï wegen in's Gefängniß nach Vincennes geschickt wurde, weckte ihn gleich in der ersten Nacht etwas Warmes auf, das er an sich fühlte; es war ein haariges Ding, das er für eine Katze hielt, er warf es hinaus und schlief bald wieder ein. Am andern Morgen suchte er allenthalben nach der Katze, denn er hatte die Thiere gern, und versprach sich von ihr viel Unterhaltung in der Einsamkeit. Er fand nichts. Mittags aber, da er speiste, sah er plötzlich auf der andern Seite des Tisches ein Thier sitzen, das er, bei der Dunkelheit des Kerkers, für sein Kätzchen hielt und schmeichelnd an sich lockte. Es kam, aber bald ward er gewahr, daß es eine ungeheure Ratte war. Bei seinem natürlichen Abscheu vor diesen langgeschwänzten Thieren, schrie er laut auf. Da trat ein Gefängnißwärter, der zufällig in der Nähe gewesen war, herein und fragte den blassen, zitternden Dichter, was vorgefallen sei. Als er die Sache erfuhr, brach er in ein schallendes Gelächter aus, und erzählte, daß ein früherer Gefangener die Ratte aufgezogen und ganz zahm gemacht hätte. Nach Beendigung rief er laut: Naton! Naton! komm her, mein Thierchen! Da guckte Naton erst schüchtern aus seinem Loche hervor, sprang, da er seinen Freund erkannte, ihm auf den Arm und ließ sich die ihm dargereichten Brosamen köstlich schmecken. Von diesem Augenblick an überwand Crebillon den Abscheu, den er hatte, und gewann das Thier so lieb, daß

er es nach seiner Befreiung mit nach Paris genommen haben würde, wenn es nicht der Wärter hätte behalten wollen. — Endlich müssen wir noch einer sehr merkwürdigen Erscheinung, des sogenannten Rattenkönigs, gedenken. Die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg bewahrt einen solchen in ihrer Sammlung unter einem Glaskasten auf, der auch sehr schön in Steindruck abgebildet ist. Er besteht aus 27 Ratten, deren Schwänze dicht wie verfilzter Zwirn in einander verbunden sind, und ward, zwar etwas verwest und vertrocknet, aber noch ganz vollständig, in einem vermauerten Kamin zu Buchheim bei Eisenberg, vor wenigen Jahren gefunden. Auch anderwärts hat man Rattenkönige gefunden, sogar einen, an welchem noch mehrere Ratten lebendig waren. Er entsteht wahrscheinlich dadurch, daß die jungen Ratten, wenn sie in einem engen Loche recht dicht beisammen sitzen, ihre etwas gekrümmten, klebrigen Schwänzchen, nach der Mitte hin, in einander häkeln. Diese verwickeln sich dann und wachsen bald, gleich einem Weichselzopfe, unauflöslich zusammen. Daß der Altenburger von mehr als einem Wurfe herrühren müsse, geht aus der großen Anzahl hervor. Da ein solcher Rattenkönig sich selbst nicht helfen kann, so wird ihm die Nahrung von den Alten zugebracht, wie denn Ratten und Mäuse ihre Jungen überhaupt sehr treulich pflegen und lieben.

Die Königskrone.

Ich hab' in fremden Landen wohl manche Stadt gesehn,
In Thälern und auf Höhen, gar freundlich, groß und schön.
Du stehst mir hoch vor allen, du heimathliche Stadt,
Die nie in Noth gezittert und nie gewanket hat!

In dir hat sich gesammelt echt deutsches Volkes Kraft,
In dir geblitzt, gezündet der Geist der Wissenschaft.
In dir hat stets gewaltet ein treuer, freier Sinn:
D'rum klingt dein hoher Name weit über die Lande hin.

Und frei aus deiner Mitte schaut nach Pregora's*) Fluth
Ein Schloß mit seinen Zinnen und königlichem Muth.
Hab' manches Schloß durchwandert im Thal und auf den Höh'n,
Doch glänzt mir kein's so heilig und keines glänzt so schön.

*) Pregora = Pregel-Fluß.)

Das Schloß hat weit verbreitet erhab'nen Glanz und Ruhm,
D'rin waltete vor Zeiten ein frommes Ritterthum.
Und einen Schatz bewahrt es im Geiste fort und fort,
Und in dem Schatze ruhet des Landes sich'rer Hort.

Es ist die Königskrone des ersten Friederich;
Ja, Fürst und Volk erheben, durch sie zum Ruhme sich.
Zwei Sterne strahlen herrlich in ihrem lichten Gold:
Volkslieb' und Fürstentreue, so stark, so schön, so hold!

Da will's mir wohl gefallen im kühlen Ostseeland,
Wo Fürst und Volk sich lieben, wo Treue sie verband,
Wo Fürsten weise walten, daß Alles wohl gedeiht,
Wo kühn das Volk vertrauet in guter und böser Zeit.

Und diese Königskrone glänzt hell im Zeitenlauf,
Und jeder Zollern setzt sie mit edlem Stolz sich auf;
Und treu und laut begrüßt sie ein jegliches Geschlecht,
Die zeugt von Fürstentreue, von Freiheit und von Recht.

D'rum strahl' o Königskrone, bis in die fernste Zeit
Auf edlem Haupt der Zollern, dem Völkerglück geweiht!
Und leuchte hold und freundlich dem lieben Vaterland,
Und sende deine Flammen kühn bis zum fernsten Strand!

Es kommen frohe Zeiten, es kommt manch' bitt'res Leid,
Es segnet stiller Friede, es donnert Kampf und Streit:
Halt fest an deiner Krone, o König! und wanke nicht,
Schau' treu, o Volk! und muthig nach ihr voll Zuversicht.

Du stehe hoch vor allen, du königliche Stadt,
Die nie in Noth gezittert und nie gewanket hat!
Im König und im Volke Ein Geist, Ein Herz, Ein Sinn:
So klingt dein Ruhm, mein Preußen, weit über die Lande hin.

Ruhm,

fort,
rt.

ſich.
ld:
ſo hold!

nd,
ht,
Zeit.

uf;
hlecht,
von Recht.

t
eiht!
rland,
n Strand!

Leid,
reit:
ke nicht,
ll Zuverſicht.

Herz, Ein
Sinn:
r die Lande hin.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF